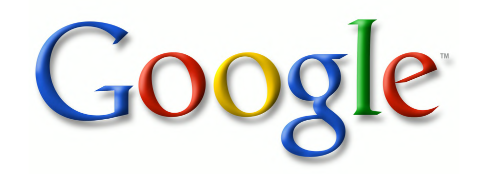




— 1 —

Wissenschaftliche Beihefte
zur
Zeitschrift
des
Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Vierte Reihe. Heft 22 Ausgegeben am 1. Februar 1903

Inhalt

Berlin
Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins
(F. Berggold)
1903

Briefe und Zusendungen die Beihefte betreffend, werden an den Herausgeber, Professor Dr. Paul Pietsch, in Berlin (W. 30, Motzstr. 12) erbeten.

Gesuche um Übersendung von Veröffentlichungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins sind zu richten an F. Berggold, Schatzmeister und Geschäftsführer in Berlin W. 30, Motzstr. 78.

Der Allgemeine Deutsche Sprachverein will

Liebe und Verständnis für die Muttersprache wecken,

den Sinn für ihre angestammte Eigenart, ihre Richtigkeit und Klarheit, Schönheit und Würde beleben,

ihre Reinigung von unnötigen fremden Bestandteilen fördern, und auf diese Weise das deutsche Volksbewußtsein zu kräftigen.

Die Mitgliedschaft zum Vereine wird durch einen Jahresbeitrag von ℳ 3 erworben. Für diesen werden die **„Zeitschrift“**, die **„Wissenschaftlichen Beihefte“**, die neu erscheinenden **„Verdeutschungsbücher“** und andere Druckschriften des Vereins **kostenfrei** geliefert. Anmeldungen nimmt der Schatzmeister des Vereins Herr F. Berggold, Berlin W. 30, Motzstraße 78 entgegen.



Goethe und die deutsche Sprache.

Vortrag im Karlsruher Zweigverein des allg. deutschen Sprachvereins am 17. März 1902

gehalten von Professor Dr. Friedrich Kluge (Freiburg i. Br.).

Wenn ich es in dieser Stunde unternehme, Sie durch ein Gebiet deutscher Sprachwissenschaft zu führen, so erwarten Sie nicht die herrlichen und reichen Wege einer klassischen Litteratur, deren Höhen und Tiefen unsern Geist mit Liebe und Bewunderung erfüllen. Aber auch die Sprachforschung hat ihre Reize, und gern sind ihre Jünger bestrebt, den Zauber, den ihr Fach auf sie ausübt, auch anderen zu übermitteln. Und der Sprachforscher, der unser geliebtes Deutsch behandelt, ist stets freundlicher Aufnahme sicher. Denn

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!

— zieht uns alle hin zu dem Verlangen, deutsches Wesen und deutsches Denken und Empfinden wie in einem wundersamen Spiegel zu schauen. Sind aber unsere Klassiker Muster und Vorbilder der Sprache, so wird uns die Erforschung unserer klassischen Dichtersprache zur heiligen Pflicht. Denn wo fänden wir im Gebiet der neueren Dichtung wahrere und höhere Vertreter deutschen Wesens als in Schiller und Goethe? Aber unwillig und warnend zugleich haben die Xeniendichter den Sprachforscher (Goethes Werke I, 225) einst von sich gewiesen:

Anatomiren magst du die Sprache; doch nur ihr Cadaver.
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

In der Tat ist die Sprachforschung ohnmächtig gegenüber der Sprache unserer großen Dichter. Wir können im einzelnen heute noch gar nicht überschlagen, was die Sprache des 19. Jahrhunderts Goethe etwa verdankt. Je weiter wir uns zeitlich von ihm entfernen, um so klarer wird seine Größe, um so schärfer hebt er sich ab von seinen Zeitgenossen. So sind es nur erst Grundlinien, für die ich heute Ihre Aufmerksamkeit erbitte.

Goethes Verhältnis zur Sprache unterscheidet sich sehr wesentlich von der Sprachhandhabung der Dichter neuester Zeiten. Es ist die Natur,

die auch hier seine Führerin ist. Das Wort ist für ihn in erster Linie das gesprochene Wort, die Sprache die gesprochene Sprache. So hatte Homer die Sprache gebraucht, so Sophokles, Walther v. d. Vogelweide, Shakespeare. Die Schrift ist für den Dichter nur ein trauriger Ersatz der Sprache, ein Notbehelf; vollends Schriftsprache ein barer Widersinn. Denn nur das gesprochene Wort, nur menschliche Stimme und menschliche Sprache kann von Herz zu Herzen wirken. Mit Wehmut schaut unser Dichter aus dem tintenkleckseuden Säculum in die alte Patriarchenzeit und ermißt,

> Wie das Wort so wichtig dort war,
> Weil es ein gesprochen Wort war.

Vom Standpunkt seiner Auffassung der Sprache aus erfuhr der Dichter durch den Phrenologen Gall einst eine höchst willkommene Würdigung, die ihm einen sympathischen Eindruck hinterließ — daß er, der Dichter, eigentlich zum Volksredner geboren sei. Aber im Bereich seiner Poesie konnte Goethe seine Auffassung der Sprache ebenso zur Geltung bringen wie im persönlichen Verkehr. Für die Rhythmik des Versbaues ist dieser Standpunkt natürlich gewichtig und bedeutsam. Denn

> Nach dem Takte reget
> Und nach dem Maß beweget
> Sich alles an mir fort.

Alle Poesie sollte eigentlich von dem lebendigen Wort, von dem lebendigen Vortrag getragen sein: »Gewiß schwarz auf weiß sollte durchaus verbannt sein: Das Epische sollte rezitiert, das Lyrische gesungen und getanzt und das Dramatische persönlich mimisch vorgetragen werden« (1824 — Goethe Jahrb. 19, 15). »Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ist ein trauriges Surrogat der Rede« — lesen wir in Dichtung und Wahrheit (X. Buch). »Poesie ist nicht fürs Auge gemacht«, heißt es in der Ital. Reise (Rom, 22. 1. 1787). Gesprächsweise gab Goethe der gesprochenen Rede auch den Vorzug vor dem Gesang; denn »ihre Abwechslungen und Mannigfaltigkeiten sind für das Gemüt unzählig.«

Vor allem bringt das gesprochene Wort den ganzen Zauber einer großen und schönen Seele zur vollen Entfaltung. Goethes Zeitgenossen, denen die Gunst seiner persönlichen Gegenwart das volle Dichterbild ergänzte, haben wiederholt an sich erfahren, was uns Eckermann bestätigt, »daß sein gesprochenes Wort besser sei als sein geschriebenes und gedrucktes«. So wirkte unser Dichter auf seine Umgebung durch Vorlesen und Erzählen. Er übte die angestammte Lust zum Fabulieren mit jener Frohnatur, deren Zauber manche seiner Treuergebenen der Nachwelt zu veranschaulichen bemüht gewesen sind. Wiederholt hat Eckermann sein Staunen über *Goethes mündlichen* Vortrag geäußert. Als er den Dichter zum ersten

Male einige seiner Gedichte vorlesen hörte, bricht er in die Worte aus (22. März 1824): »Welche Mannigfaltigkeit und Kraft der Stimme! Welcher Ausdruck und welches Leben des großen Gesichts voller Falten! Und welche Augen!« Und ein andermal (Vorrede zum 3. Teil) schwärmt Eckermann: »Er war wie ein lachender Sommertag, wo alle Sänger des Waldes uns aus Büschen und Hecken entgegenjubeln, der Kukuk durch blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Auen rieselt. Dann war es eine Lust ihn zu hören, seine Nähe war dann beseligend, und das Herz erweiterte sich bei seinen Worten.«

So verkündigte Goethe im Sinne seiner Weltmission die Forderung der Rückkehr zur Natur, wenn er das Geheimnis der Sprache als eines lebendigen Wirkungsmittels der Kunst wie des Lebens offenbarte. Und dieses sein eigenstes Evangelium bewahrte ihn als Schriftsteller und als Dichter vor jenen Verirrungen des papierenen Deutsch, gegen die heute — vielfach im Hinblick auf Goethe — allerdings mit geringem Erfolge angekämpft wird. Aber das Evangelium vom lebendigen Wort und der lebendigen Sprache war nicht geschaffen für eine Zeit des politischen Tiefstandes, für eine Zeit, in der nur der Prediger im Gotteshause zum Volke sprach. Goethes Zeitalter vertrug in Deutschland keinen Volksredner. So ist Goethe eigentlich zum Schweigen verurteilt, wenn er nach Galls Zeugnis zum Volksredner bestimmt war. Und doppelt zum Schweigen verurteilt er sich selbst, wenn er nur das gesprochene Wort gelten läßt. Das Druckenlassen ist dem Dichter in der Tat unbehaglich:

> Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln
> Geschrieben sich so seltsam aus!

Solche »Vorklage« eröffnet die Ausgabe der Werke von 1815. Auch im brieflichen Verkehr mit seinen Freunden fühlt der Meister seiner angestammten Sprache oft ein Mißbehagen, weil die Schrift das lebendige Wort nicht ersetzen kann. »Ich habe noch tausenderlei zu sagen, wenn nur das Schreiben nicht eine so halbe Sache wäre. Acht Tage Gegenwart würde ein schöner Genuß, ein schöner Vorteil sein.« (Br. 7, 217.) Seine oft getadelte Gewohnheit zu diktieren rechtfertigt der Dichter mit volleren Worten in einem Brief an die Gräfin Chasseport im Jahre 1808: »Wenn ich im Zimmer auf und ab gehe, mich mit entfernten Freunden laut unterhalten kann und eine vertraute Feder meine Worte auffängt, so kann etwas in die Ferne gelangen. Mich hinzusetzen und selbst zu schreiben, hat etwas Peinliches und Ängstliches für mich, das mir . . . die Vertraulichkeit lähmt.« (Boucke, Wort und Bedeutung in Goethes Sprache, S. 142.)

Noch in späteren Jahren hat die frühe im väterlichen Hause gepflogene Gewohnheit des Diktierens einen poetischen Ausdruck gefunden in dem Spruche:

3*

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege weniges zu sagen;
Da ich aber gerne schreibe,
Mögen's meine Leser tragen!
Sollte heißen — gern diktiere!
Und das ist doch auch ein Sprechen,
Wo ich keine Zeit verliere,
Niemand wird mich unterbrechen!

Man sollte nach alle dem meinen, daß nicht leicht jemand eine höhere Auffassung von der Sprache haben kann als Goethe. Von ihm gilt, — wenn von irgend einem Dichter — was er Tasso in den Mund legt:

Wenn der Mensch in seiner Not verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Wem der große Wurf so gelingt, alles was ein reiches Innere und bedeutsame Erlebnisse an Großem und Schönem zeitigt, den staunenden Blicken der Zeitgenossen zu entfalten, wem »Glück und Unglück Gesang wird«, der Geschlechter auf Geschlechter zu Liebe und Verehrung des Dichters führt — diesem Dichter sollte man auch das Selbstbewußtsein und die Erkenntnis zutrauen, daß ihm die Sprache als ausreichendes Werkzeug seiner reichen Dichternatur erschien. Aber grade Goethe fühlt immer von neuem wieder eine Unzulänglichkeit der Sprache. Was er zuwege bringt, scheint ihm oft nur ein Stammeln: »Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln geschrieben sich so seltsam aus« — klagt er über seine lyrischen Gedichte. Was das Dichterherz bewegt, kann der Mund nur stammeln, nur stottern; aber Schweigen ist dem schöpferischen Geist unmöglich:

Ich zittre nur, ich stottre nur
Und kann es doch nicht lassen!

Wie sich Helena bemüht, die »grause« Schreckensgestalt der Phorkyas (Faust II, 3, V. 8691) dem Chor zu schildern, fühlt sie die Ohnmacht der sprachlichen Mittel:

Doch red' ich in die Lüfte, denn das Wort bemüht
Sich nur umsonst, Gestalten schöpferisch aufzubaun.

und sofort läßt der Dichter die Schreckensgestalt selbst vor den Blicken der Zuschauer erscheinen:

Da seht sie selbst! Sie wagt sogar sich an's Licht hervor!

Wie kommt Goethe zu dieser Meinung von der Unzulänglichkeit der Sprache?

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild, sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten (Ged. IV, 71).

Hören wir lieber Fausts und des Dichters Glaubensbekenntnis auf die Frage: Glaubst du an Gott?

> Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
> Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
> Nenn es dann wie du willst,
> Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
> Ich habe keinen Namen
> Dafür! Gefühl ist alles;
> Name ist Schall und Rauch,
> Umnebelnd Himmelsglut!

Es gibt nur eine stumme Sprache, die klar und deutlich redet — denn die Verlautbarung der Wortsprache ist unzulänglich. Von der Größe der Gottheit und ihrer Erscheinungsformen kann nur das Menschenherz seine stumme Gefühlssprache reden:

> Es sagen's aller Orten
> Alle Herzen unter dem himmlischen Tage.

Aber wenn der Dichter auch zeitweise die Sprache als unzulängliches Abbild dessen ansieht, was in seinem Herzen lebt und sich gestaltet, so hat doch wohl niemand dankbarer empfunden als Goethe, was die Sprache zumal dem Dichter, zumal ihm selbst bedeutet; niemand hat wie er die Wohltat der erlösenden und befreienden Macht des Wortes gefühlt:

> Wenn der Mensch in seiner Not verstummt,
> Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Aus diesem Dichtergemüt entquillen lyrische Ergüsse von Wahrheit und Innigkeit; und die Wohltat seines Wortes erleichtert für viele, die waren und sein werden, das Herz mit frommen Gebeten: »Der du von dem Himmel bist« oder »Über allen Gipfeln ist Ruh.«

Was Wortsprache vermag, um die stumme Sprache des Herzens in Worte zu kleiden, das hat Goethe erreicht. Und er leiht uns seine Worte, wenn Jubel und Freude, wenn Freundschaft, Lieb und Brüderschaft uns bewegt. Die deutsche Sprache hat seinesgleichen im Gebiet der Dichtung weder vorher noch nachher wieder gesehen. So dankbar die Geschichte unserer Sprache den Namen Goethe verehrt, so hart hat der Dichter selbst in den venezianischen Epigrammen über unser Deutsch geurteilt:

> Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
> Das zu fragen — denn meist will es mit vielen nicht viel!
> Einen Dichter meint es zu bilden, es wäre ihm gelungen,
> Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt!

Schon in der Zeit unmittelbar vor der italienischen Reise, wo Reiseplan und Opernpläne zur Beschäftigung mit der italienischen Sprache drängten, begegnen wir in den Briefen Goethes Vorklängen dieses harten Urteils. »Der gute Kayser dauert mich nur, daß er seine Musik an diese barbarische Sprache verschwendet«, schreibt Goethe Januar 1786 an Frau v. Stein (Briefe 7, 171), und im Briefverkehr mit dem Komponisten Kayser

redet er (Br. 7, 217) bald darauf von der »unglücklichen« deutschen Sprache. Der Gegensatz ist klar, immer schwebt dem Dichter der Wohllaut des Italienischen vor. An Kayser schreibt er (Br 7, 188): »Noch eins! Wie steht es mit dem Italienischen? üben Sie sich fleißig in dieser einzigen Sprache des Musikers!« Nun verstehen wir auch das venezianische Epigramm.

Inmitten der Klänge von Tassos Sprache, umrauscht von dem Wohllaut eines klassischen Vokalreichtums und von der »stummen Sprache« der wunderbaren Kunstdenkmäler einer großen Vergangenheit herausfordernd begrüßt, konnte Goethe vorübergehend vergessen, daß die Muttersprache ihm das Höchste zu verlautbaren gestattet hatte. Wie Faust bei der Fülle der Gesichte, die er zu erschauen gefleht, so wirken — beängstigend zunächst — auf Goethe die Eindrücke einer neuen Welt, die er mit der Seele gesucht hatte. Die Vergleiche drängten sich ihm auf. Er hatte unerwartete Gelegenheit, neue Sprachen zu hören. In Rom hörte er bei einer kirchlichen Feier am Dreikönigsfeste unter andern Sprachen auch ein griechisches Lied; er berichtete nach Weimar: »Das Griechische klang, wie ein Stern in der Nacht erscheint« (Br. 8, 131).[1])

»Ich bin selbst ein geplagter Fremdling, schreibt Goethe aus Rom 1787 an Herder, den nicht die Furien, den die Musen und Grazien und die ganze Macht der seligen Götter mit Erscheinungen überdecken.« Entschuldigen wir drum den Dichter der Venezianischen Epigramme für die vorübergehend harte Einschätzung der Muttersprache, so hat Goethe auch selbst sein Urteil wohl stillschweigend zurückgenommen.

Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt:
Da sind Liebesbande,
Da ist deine Welt! (Ged. II, 242)

In diesem Spruch liegt zugleich die Anerkennung der Muttersprache. Indem der Dichter von der Höhe eines abgeklärteren Alters und einer reicheren Welterfahrung überschlägt, was er in deutscher Sprache für sich und seine Zeit geleistet, kehrt jene harte Beurteilung der Muttersprache nie mehr wieder. So hatte er schon in jüngeren Jahren, als Klopstock eine reiche und mächtige Dichtersprache voll Schwung und Männlichkeit geschaffen hatte, aus teutonisierender Zeit zwar, aber im Vollgefühl eigensten Könnens, jede Meinungsverschiedenheit über die Tragweite unserer Sprache abgelehnt, als ob das Deutsche an und für sich arm oder reich sein und dem Künstler versagen könne.

1) Auch schon vor der italienischen Reise treffen wir ähnliche Stimmungen. Befremdlich für uns, aber durchaus ernsthaft nimmt Goethe an dem Worte »Gickelhahn« Anstoß, wenn er an Frau v. Stein (6. September 1780 — Br. IV, 281) schreibt: »Auf dem Gickelhahn, dem höchsten Berg des Reviers, den man in einer klingenderen *Sprache Alektrüogallonax nennen* könnte, hab ich mich gebettet.«

Was reich und arm! was stark und schwach!
Ist reich vergrabener Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert
Und über Nachbarn Ruhm!

Es sind prophetische Verse, die im Jahre 1773 ahnungsvoll erschauen, was 100 Jahre später beseligende Wahrheit war. Und die Einheit der deutschen Sprache hat unser Vaterland zu Macht und Sieg und Ruhm geführt; denn die Einheit der Sprache ist die Grundbedingung gewesen für die Einigung des Vaterlandes.

Bei der hohen Bedeutung, die Goethe dem gesprochenen Wort, der mündlichen Rede beimißt, erhebt sich für den Sprachforscher die auf den ersten Blick überraschende Frage nach der Aussprache des Dichters. Die gebildete Einheitssprache, die wir heute in Deutschland sprechen — man nennt sie Bühnendeutsch, besser wäre gebildete Umgangssprache — diese heutige Aussprache der gebildeten Kreise hat sich erst im Gefolge unserer klassischen Litteratur entwickelt; die Zeit der Romantiker bemühte sich um reine Aussprache, die der Schrift gerecht würde. Aber um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts kannte man das Ideal einer gemeindeutschen Aussprache nicht. Damals klang durch jedermanns Rede der mundartliche Grundton weit stärker durch als heute. Und so ist unsere heutige Aussprache nicht die Goethes gewesen. Aber der Edisonsche Apparat, der heute das lebendige Wort großer Männer auf die Nachwelt bringt, fehlte damals, und wie hätten Zeitgenossen so gleichgültige und unbedeutende Züge notieren sollen, die kaum auffielen, weil eben überall die Aussprache unfest schwankte. Und wir würden kaum Kunde in dieser Richtung besitzen, wenn nicht Vertreter eines jüngeren Geschlechts dem neuen Ideal einer Einheitssprache näher gewesen wären. Wir haben Zeugnisse von Heinrich Heine, Rahel Varnhagen und Wilhelm Grimm, dem Germanisten. Bedenklich und ganz fragwürdig ist das Urteil Rahels in einem Brief an Varnhagen (Oktober 1815):

»Goethe sprach zu mir in einer etwas sächsischen, sehr aiséen Sprache« (Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde II, 331 = Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht VII, 449). Es ist schwer zu sagen, was Rahel sich unter Goethes sächsischer Aussprache gedacht haben kann; vielleicht hat sie Thüringisch damit gemeint. Sicher ist nur, daß sie sich — als Berlinerin — über die anders gefärbte Aussprache des Dichters wunderte. Aber die voneinander unabhängigen Zeugnisse Heinrich Heines und Wilhelm Grimms stimmen darin überein, daß sie eine Frankfurter Dialektfarbe in des Dichters Aussprache anerkennen. Wilhelm Grimm, der berühmte Märchenerzähler, war als geborener Hanauer ein halber Landsmann Goethes — aber er war 37 Jahre jünger als der Dichter und dieser

Altersunterschied erklärt zugleich, daß Wilhelm Grimm sich bei Gelegenheit eines Besuches über die frankfurtisch gefärbte Aussprache des alten Dichters verwunderte. Er berichtete darüber in einem Vortrag, den er im September 1846 in der Geburtsstadt des Dichters hielt. (Kl. Schriften, Band I, 512.) »Goethe hat mit dem richtigsten Gefühl, wie der Augenblick drängte, die ihm angeborene Mundart benutzt und mehr daraus in die Höhe gehoben als irgend ein anderer. Auch seine Aussprache, zumal in vertraulicher Rede, war noch danach gefärbt, und als sich jemand beklagte, daß man ihm den Anflug seiner südlichen Mundart in Norddeutschland zum Vorwurf gemacht habe, hörte ich ihn scherzhaft erwidern: »Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen, der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.« Das Zeugnis Wilhelm Grimms wiegt schwerer als ein Zeugnis Heines, der Goethe 1824 besuchte. In seiner Börneschrift (Werke 7, 30 Elster) bezeichnet er das Frankfurter Deutsch, die eigentliche Frankfurter Landessprache als das, »was wir in Norddeutschland — wie er sich ausdrückt — mauscheln nennen« und will in uns den Glauben erwecken, als habe Goethe, dessen Organfärbung den heimatlichen Dialekt nie ganz habe verleugnen können, auch an diesem Mauscheln Anteil gehabt so gut wie Börne.

Als Leiter des weimarischen Theaters wendete der Dichter seine volle Aufmerksamkeit der Aussprache der Schauspieler zu. Aber die 1803 verfaßten »Regeln für Schauspieler« beziehen sich doch zunächst nur auf die Aussprache der Konsonanten, erst später — 1824 — kommt er in einem, denselben Gegenstand behandelnden Gespräch mit Eckermann auf die reine Aussprache der Vokale zu sprechen. Denn gerade die weimarischen Bühnenkräfte sündigten da vielfach. Hier ist eine hübsche Erzählung am Platze. Als sich Eckermann und Goethe über die Aussprache der Bühne und die Sprechfehler der Thüringer unterhielten, fiel dem Dichter ein, wie ihn einmal in Jena ein Student der Theologie besuchte; Dichter und Student unterhalten sich ganz hübsch, aber zum Abschied rückt der Student mit einem Anliegen eigener Art hervor. »Er bat mich nämlich«, so lauten Goethes Worte an Eckermann, »ihm doch am nächsten Sonntag zu erlauben, statt meiner predigen zu dürfen. Ich merkte sogleich, woher der Wind wehte, und daß der hoffnungsvolle Jüngling einer von denen sei, die das G und K verwechseln.« Der Dichter klärt dann den Studenten mit aller Freundlichkeit auf, indem er ihn an den jenaischen Pastor Koethe verwies. Indem Goethe solche Fehler im einzelnen rügt, sehen wir einerseits, daß er sich von den Fehlern der Thüringer Aussprache andauernd frei gehalten hat, aber zugleich auch, wie ernsthaft bereits in des Dichters Alter die Aussprache der Gebildeten sich von gröberen mundartlichen Zügen frei zu halten bemühte. Auch an Goethe trat damals eine neue technische Forderung heran, die Forderung der Reinheit der Reime. Aber er konnte ihr nicht mehr voll gerecht werden.

Und über der Formvollendung stand ihm noch die Klarheit und Wahrheit des Gedankens:

> Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
> Doch den Gedanken rein zu haben,
> Die edelste von allen Gaben,
> Das ist mir alle Reime wert.

Aber abgesehen von der Tatsache, daß Goethes gesprochenes Wort und seine lebendige Rede einen ausgeprägten Frankfurter Grundton hatte, entzieht sich Goethes Aussprache unserer Kenntnis seltsamerweise völlig. Denn aus seinem Reimgebrauch läßt sich nichts Sicheres darüber gewinnen, weil dabei dichterische Freiheiten und Herkommen mitwirkten. Man hat vielfach gemeint, daß Mißverständnisse seiner Schreiber bei der Niederschrift von Diktaten Aufschluß über die wahre Aussprache des Dichters uns ermöglichten. Aber man überschätzt die Beweiskraft von Schreibfehlern bei Diktaten und unterschätzt die Gedankenlosigkeit und die Mißverständnisse und die Unbildung der Schreiber. Jedenfalls hat die Goetheforschung bisher noch nicht im Zusammenhange festgestellt, was Reimgebrauch des Dichters und die Niederschriften seiner Diktate für die Aussprache des Dichters ergeben. Aber eines ist für Goethe, allerdings auch für die zeitgenössischen Dichter sicher: sie alle bleiben formell hinter einem Ideal zurück, das im ersten Blütenalter unserer Litteratur erreicht war: Die Reinheit der Reime bei den Minnesingern wie Walther von der Vogelweide und bei Gotfrid von Straßburg ist dem Blütenalter vom Ende des 18. Jahrhunderts ein ungekanntes Ideal. Im Zeitalter der Hohenstaufen huldigten die Dichter einer Einheitssprache von wunderbarer Schönheit wie von zwingender Verbindlichkeit, und der Wohllaut jener Dichtersprache trat zumal in Reimen zu Tage, deren völlige Reinheit heute noch unser Staunen erregt. Aber nach Walther von der Vogelweide und Gotfrid von Straßburg verfiel die Dichtersprache immer mehr, eine einheitliche Aussprache hörte seit jener Zeit für den gebildeten Teil des oberdeutschen Sprachgebietes auf. Wer also vom Standpunkt der klassischen Sprachform der Mittelhochdeutschen Zeit die Sprache Goethes in den Reimen beobachtet, wird zunächst mit Bedauern feststellen, daß Goethe da nicht an Walther von der Vogelweide heranreicht. Aber die politischen Verhältnisse Deutschlands konnten im 18. Jahrhundert keine verbindliche Aussprache des Deutschen zeitigen. An dem Segen einer gebildeten Umgangssprache von leidlich einheitlichem Gepräge konnte Goethe noch nicht teilhaben. So ist er ein Kind seiner Zeit, und die damalige Volkssprache in ihren Mannigfaltigkeiten und Schwankungen spiegelt sich auch in seinen Sprachformen wieder.

Unter den Quellen von Goethes Sprache nimmt neben der mundartlichen Volkssprache die Sprache der Bibel eine Hauptstelle ein. Aus »Dichtung und Wahrheit« ist bekannt, wie Goethe an und mit der deutschen Bibel aufgewachsen war. Er sagt im 7. Buch: »Ich für meine

Person hatte die Bibel lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder andere Art wirksam gewesen.« Dieser Einfluß der Bibel auf den Dichter hatte auch eine sprachliche Bedeutung, und wir erfahren darüber Näheres im 6. Buch von »Dichtung und Wahrheit« bei Gelegenheit des Konflikts seiner angestammten Frankfurter Sprache mit der angeblich allein richtigen Meißner Sprechweise, wie sie in Leipzig — zumal an Gottsched und Gellert — starke Vertreter hatte. »Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein,« berichtet Goethe hier unter anderem. Aber durch sein ganzes Leben blieb ihm der Vorrat an biblischen Worten und Wendungen geläufig, selbst in der Zeit des hellenisch-idealen Stiles.

Der Heide Goethe flicht Bibelworte ungesucht und ungewollt in seine Iphigenie, seinen Prometheus ein; und Faust, der unwillig sich von der Bibel lossagt, bleibt bibelfest wie Goethe. Wir besitzen von Victor Hehn im 8. Bande des Goethejahrbuchs eine geistvolle, aber nicht erschöpfende Darlegung des Zusammenhanges von Goethes Sprache mit der Bibelsprache.

Die Stellung Goethes dem Fremdwort gegenüber ist vielbesprochen, aber schlecht erforscht. Mit Behagen wird gern der Spott über den Sprachreiniger Campe aus den Xenien zu Gunsten einer weitherzigen Nachsicht gegen französische Modeworte beigebracht. Campe, der uns allen als Verfasser des deutschen Robinson im besten Andenken lebt, ist als Purist den Xeniendichtern eine Waschfrau, welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Salz. Ein Xenion stellt ihm eine besondere Aufgabe zur Sprachreinigung:

> Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern.
> Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

Aber der einseitigen Abwehr gegen pedantische Einengung und Schulmeisterei steht denn doch die gewiß nicht zufällige Tatsache gegenüber, daß Tasso und Iphigenie — trotz der Fremdartigkeit des Stoffes — sich völlig frei von modischen Fremdworten halten. Und wie hätte auch ein Künstler von Goethes Bedeutung sich der natürlichen Forderung verschließen können, daß ein wahres Kunstwerk frei von modischen Floskeln fremder Herkunft sein müsse? Denn das modische Fremdwort stört den einheitlichen Charakter der Sprache, die großen Meisterwerke unserer Sprache, wie Luthers Bibel und die Dichtungen Walthers von der Vogelweide sind nicht entstellt in ihrem reinen und einheitlichen Grundton durch modische Floskeln, die in Laut und Ton der deutschen Sprache widerstreben.

Mag Goethe sich immerhin im Briefwechsel mit Schiller und sonst gelegentlich gehen lassen, wenn der Augenblick und die Forderung des Augenblicks schnelles Festhalten eines flüchtigen Gedankens auch auf Kosten der Sprachreinheit gebot — der Dichter hat uns in den großen Meisterwerken auch das Ideal der Sprachreinheit gelehrt, und die tiefsten und

persönlichsten Ergüsse, die seinem reichen Dichterherzen entquollen sind' sind unwiderlegliche Beweise, wie das tiefste deutsche Dichtergemüt in seiner Herzensreinheit auch die Forderungen der Sprachreinheit unbewußt beobachtet. Man mustere die ewigen Schöpfungen seiner Lyrik, und die Gönner der Fremdwörter werden verstummen! Wenn die Dichter der Xenien aber sich gegen Campe ereifern, so richtet sich die Abwehr nicht gegen die Forderung der Sprachreinheit, sondern gegen die Auswüchse einer pedantischen Sprachreinigung, die rücksichtslos und schonungslos mit einem Male ein fernes, nur langsam und nur organisch zu erreichendes Ziel erzwingen will.

Je mehr der Dichter alterte, desto mehr gewannen seine wissenschaftlichen Neigungen an Ausdehnung. Aber es war noch schlecht bestellt um die Fachausdrücke einzelner Gebiete. In der Farbenlehre klagt Goethe eingehend über die Schwierigkeit der wissenschaftlichen Sprache, und gerade auch im Gebiet der ästhetischen Theorie, das der Briefwechsel mit Schiller erörterte, boten sich ungesucht und bequem Fremdworte dar. Und nun sollte der Dichter als Fachgelehrter eine Forderung erfüllen, die gewiß aus gut deutscher Gesinnung, aber nicht aus einer vollen Überschau über den Umfang der deutschen Sprache kam. Gerade nach den Freiheitskriegen regte sich der Purismus und es kann nicht im mindesten zweifelhaft sein, daß Campe sich im ganzen wie im einzelnen große Verdienste erworben hat. Aber der Übereifer stieß auf Abwehr. Goethe selbst äußerte seinen Mißmut:

Gott Dank, daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Kontinentalsystem.
Teutschland soll rein sich isolieren,
Einen Pestkordon um die Grenze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz von fremdem Wort.

Es wäre durchaus einseitig, Goethes Stellung zur Fremdwörterfrage nach diesem Spruch und nach den Xenien gegen Campe zu bemessen. Und Campe war in der glücklichen Lage, aus Goethes Dichtungen klassische Stellen anführen zu können, in denen ein klarer Purismus waltete, wenn man andere zeitgenössische Schriftsteller zum Vergleich anzog. Und die Fremdwörterfrage spielte bei der Schlußredaktion der späteren Werke stets ein Hauptaugenmerk unseres Dichters. Wie wir es neuerdings erlebt haben, daß Gustav Freytag einen Berater hatte, der die Fremdworte seiner Werke auf Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit prüfte und dann an Zahl beträchtlich minderte, so hatte Riemer von Goethe den Auftrag erhalten, für den Druck von Dichtung und Wahrheit »die fremden Worte

aus der Handschrift zu tilgen — insofern es möglich und rätlich sei, wie wir auch schon früher getan haben: ich bin, wie Sie wissen, in diesem Punkte weder eigensinnig noch allzu leicht gesinnt« (Goethe an Riemer 30. Juni 1813). So lebte in ihm das Ideal der Sprachreinheit; und wenn er in einem Aufsatz über den Philologen Welker die Reinheit und Keuschheit unserer Sprache betont, so wars ihm damit heiliger Ernst.

Goethes Sprache zeichnet sich wie sein Denken durch die Gegenständlichkeit aus. Es ist bekannt, wie Goethe sich über dieses Schlagwort freute, als im Jahre 1823 der Philosoph Heinroth sein Denken als gegenständlich bezeichnete; »er will damit aussprechen,« erklärt Goethe, »daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondern läßt, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm aufs innigste durchdrungen werden.« So ist die sprachliche Plastik, die Sinnlichkeit und Anschaulichkeit seiner Sprache nicht wieder erreicht worden. Nur unser erster Reichskanzler besaß Sprachgewalt von gleicher sinnlicher Kraft, aber nicht von dem Umfang, den Goethes Weltblick mit unendlichen naturwissenschaftlichen und dichterischen Interessen erfaßte. Indem sich sein Anschauen mit seinem Denken, sein Denken sich mit seinem Anschauen deckte, überträgt er auf uns die Eindrücke der Sinnenwelt mit unerreichter Schärfe und die Eindrücke der Gefühlswelt mit sinnlicher Gegenständlichkeit. Das Leblose begabt er mit Leben und das Abstrakte kleidet er in Körperlichkeit. Wo die Sprache versagt, schafft er durch Gleichnisse und Bilder einen Ersatz. Und die Urbestandteile der Sprache schmiedet er zu immer neuen Wortgebilden.

An sprachschöpferischer Kraft sucht Goethe seinesgleichen. Seine Sprachfülle ist unerschöpflich, endlos. Wie alle Erscheinungsformen von Welt und Leben, von Denken und Empfinden ihn als Dichter und Künstler, als Gelehrten, als Geschichtsforscher und als Naturforscher beschäftigten und erfüllten — so ist sein Sprachschatz naturgemäß größer an Umfang, tiefer an Inhalt als bei irgend einem andern unter den Großen.

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte beut, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eigenen Zauberkreise wandelt
Der wundersame Mann und zieht uns
An, mit ihm zu wandeln (Tasso I, 1).

Was unsern Dichter aber von seinem Tasso scheidet, ist seine Weltlichkeit, seine Sinnlichkeit. Denn von Tasso heißt es:

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum!

Die Charakteristik Tassos ist im übrigen zugleich eine vollendete Charakteristik von Goethes Sprache. Oder gehört es nicht zu des Dichters sprachlicher Eigenart, daß sein Gefühl das Unbelebte belebt? Und adelt er nicht durch seinen klassischen Gebrauch wohl ein Wort, das uns 'gemein erscheint? Und ist der Umfang seiner Interessen für Leben, Natur und Geschichte nicht zugleich beweisend für den Umfang seiner Sprache, für die Größe seines Wortschatzes? Aber sein Sprachumfang ist nicht der eines Wörterbuches, nicht buchmäßig angequält, sondern der Erfolg seines Lebens. Von seinen Reisen bringt er manches Wort heim, nicht als Rarität oder Kuriosität — sondern zur Bereicherung seines Sprachvorrats, wenn ihm eine Mundart bezeichnende Worte lieferte.

Noch haben wir kein Wörterbuch, das uns den ganzen Reichtum von Goethes Sprache bequem vor Augen stellte. Aber auch so wissen wir, daß alle Gebiete deutschen Lebens in seiner Sprache wiederkehren. Alle Stände und alle Landschaften liefern ihm seine Wortmaterialien. Und der Dichter findet bei all seiner Arbeit noch Muße, sich mit der Sprache um ihrer selbst willen zu beschäftigen. Als er sich um den Bergbau in Ilmenau von Amts wegen zu kümmern hatte, tritt ihm auch die Bergmannssprache nahe, und brieflich gibt er einmal eine kurze Charakteristik derselben. Die Sprache des Theaters ist ihm ebenso geläufig wie die Kanzleisprache. Die Mundarten beobachtet er gern, und bezeichnende Ausdrücke, die er auf der Schweizerreise kennen lernte, übertrug er auf Schiller, der im Tell willkommenen Gebrauch davon machte. Die Dialektdichtung Hebels in den alemannischen Gedichten und der Straßburger Pfingstmontag, wie Grübels Gedicht ein Nürnberger Mundart und Vossens plattdeutsche Lieder und Idyllen reizen Goethe auch nach der sprachlichen Seite. Das Leben der Sprache erregt seine Aufmerksamkeit. — Indem er den sinnlichen Inhalt der Worte aufsuchte, wurde er zur Etymologie geführt. Und der Begriff der Volksetymologie ist zuerst von Goethe erkannt und veranschaulicht.

Aber Goethe bedarf zur Fülle seines Ruhmes nicht das Zeugnis des Sprachforschers, daß auch mundartliche, grammatische und etymologische Fragen in seinem weiten Gesichtskreis eine Stelle hatten. Und für Goethes Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache sind ganz andere Gesichtspunkte maßgebend.

Wir müssen uns erinnern, daß ein Jahr vor Lessings Tode der größte unter Preußens Königen, der große Friedrich, dem gleichzeitigen Zustand der Litteratur eine eigene Schrift in französischer Sprache widmete. Dies Büchlein »De la littérature allemande« steht im hellen Morgenrot unserer klassischen Dichtung wie der Morgenstern der sinkenden Nacht angehört. Hell glänzen bereits die Höhen unserer Litteratur. Lessing, Wieland, Herder strahlen im vollsten Glanze ihres Ruhmes, Goethe ragt neben Shakespeares Gestalt bereits über alle Zeitgenossen. Nur Schillers Riesen-

gestalt fehlt noch. Aber der große Friedrich steht noch ganz unter dem überwältigenden Banne der französischen Litteratur; die französische Sprache steht ihm näher als unser Deutsch. Preußisch in seinem Denken, ist er französisch in seiner Schriftstellerei. Aber mit Unrecht beurteilen wir seine französischen Werke als Ausfluß einer persönlichen Abneigung, während sie vielmehr einer ganzen Zeitströmung entsprechen.

Als die Berliner Akademie unter den Schrecken der Franzosenzeit am 29. Januar 1807 den Geburtstag Friedrichs des Zweiten feierte, hielt der berühmte Geschichtsforscher Johannes von Müller die Festrede, die alsbald im Druck erschien: La Gloire de Frédéric. Discours prononcé à la Science publique de l'Académie des Sciences. Goethe berichtete über die gedruckte Rede alsbald in der Jenaer Litteraturzeitung (Werke 40, 385) und hob anerkennend hervor, Müller habe in einer bedenklichen Lage trefflich gesprochen, so daß sein Wort dem bedrängten Volke Trost und Hoffnung einflößen müsse. Aber Müllers Wort war französisch, und weder Goethe noch wohl sonst ein Zeitgenosse nahm daran Anstoß, daß die Akademiefeier sich in französischer Sprache vollzog. Denn seit dem Gründungsjahr 1700 herrschte in der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften durchaus das Französische und erst im 19. Jahrhundert trat ein Umschwung zu Gunsten des Deutschen ein.

Deutschland war im 18. Jahrhundert zwar ebenso wie heute deutsches Sprachgebiet. Aber große Kreise standen im Banne des Französischen und des Lateins. Die gelehrten Kreise zumal schwankten zwischen beiden Weltmächten hin und her, und die Muttersprache wurde vernachlässigt. Aber der Muttersprache, die Friedrichs Feder mißachtete, schuf sein Schwert freie Bahn. Und der Ruhm des preußischen Namens gab der Litteratur frische Nahrung und neues Blut. Und wenn durch das 19. Jahrhundert die Muttersprache für Kunst und Wissenschaft, für Verkehr und Rede die gebührende Herrschaft uneingeschränkt behauptet, so danken wir das nur der Erstarkung unseres Volkstums durch die deutsche Dichtung. Die Befreiung des deutschen Volkes von der Herrschaft des Lateins und des Französischen verdanken wir der deutschen Dichtung im Zeitalter Goethes. Zu den großen Befreiern unseres Volkes hat Goethe sich auch selbst gerechnet, und wenn wir an den Sieg seiner Sprache über gelehrte Philisterei und den Sieg seiner Dichtung über die Vorherrschaft der französischen Litteratur denken, freut uns jener berechtigte Stolz:

> Ihr könnt mir nur getrost
> Wie Blüchern Denkmal setzen!
> Er hat von Franzen euch befreit,
> Ich von Philisternetzen!

Aber indem wir der Sprache Goethes eine solche Bedeutung für das 19. Jahrhundert und zugleich den Preis der Meisterschaft für alle Zeiten

zuerkennen, erhebt sich die Frage, in welchem Umfange für uns Goethes Sprache Vorbild und Richtschnur sein soll. Soll uns Goethe als ein Muster gelten, wie es Cicero für das gelehrte Latein neuerer Zeiten und schon im Zeitalter Quintilians gewesen ist? Eine solche Frage dürfen wir nicht erheben und wir wünschen, daß sie ernsthafterweise niemals erörtert werden möge. Denn das würde voraussetzen, daß deutsches Volkstum, Leben, Denken und Fühlen am Versiegen wären, wollte man die Muttersprache in das Prokrustesbett einer Zeit zwängen, deren Lebensbedingungen unter dem Zeichen des Verkehrs sich vollständig neugestaltet haben. Mit dem Leben der Nation lebt auch die Sprache. Unser Volkstum hat im Gefolge der geistigen Großtaten auf dem Gebiet der Litteratur einen Aufschwung genommen, wie er größer nicht gedacht werden kann. Da kann unsere Sprache nicht stehen bleiben auf einem früheren Standpunkt. Denn die Sprache ist ein lebendiger Organismus, der sich nach den Lebensbedingungen der Nation richtet. Aber in allem Wandel herrscht stets ein oberstes Gesetz, das uns Goethe gelehrt. Aus der Klarheit seines Denkens und Empfindens hat er die bleibenden Gesetze aufgestellt, die unsere Sprache und menschliche Sprache überhaupt beherrschen sollen!

Was Faust in der Osternacht, vom Odem der Geisterwelt umwittert, aus überquellendem Herzen als Ideal der Sprache und als einzige Sprachnorm dem beschränkten Stubengelehrten offenbart — hat er auch uns als oberstes Gesetz unserer Sprache hingestellt:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Alle angequälten Floskeln einer schulmäßigen Rhetorik können die Flamme der Begeisterung nicht wecken. Damit blast ihr nur

die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen raus.
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig. Und indem Goethe von diesem biblischen Spruche beseelt ist, denkt er jener großen Forderung des Apostel Paulus: Wenn ich mit Engel= und Menschenzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle:

Such er den redlichen Gewinn,
Sei er kein schellenlauter Tor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.
Und wenn's euch ernst ist, was zu sagen,
Ist nötig Worten nachzujagen?

Und nochmals im Faust stellt unser Dichter die oberste Sprachregel auf und diesmal zu Lob und Preis unserer Muttersprache. Helena vernimmt aus Lynkeus' Munde deutsche Reimverse, aber betroffen von den wunderbaren Lauten, fragt sie Faust, der eben ihrem Thron huldigend naht:

> Vielfache Wunder seh ich, hör' ich an.
> Erstaunen trifft mich, fragen möcht ich viel.
> Doch wünscht ich Unterricht, warum die Rede
> Des Manns mir seltsam klang, seltsam und freundlich:
> Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
> Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
> Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Faust erwidert: Gefällt dir schon die Sprechart unserer Völker,
O, so gewiß entzückt auch der Gesang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde.
Doch ist's am sichersten, wir üben's gleich!
Die Wechselrede lockt es, ruft's hervor.

Helena: So sage denn, wie sprech ich auch so schön?

Faust: Es ist gar leicht, es muß von Herzen gehn.
Und wenn die Brust von Sehnsucht überfließt,
Man sieht sich um und fragt —

Helena: wer mitgenießt?

So verkündet Goethe die Macht des reinen, liebevollen Herzens als die Quelle der Sprache. Niemand war ein größerer Feind des Mißbrauchs der Sprache als unser Dichter. Zungenfertige Dialektik und hohler Phrasenreichtum sind ihm ein Greuel. So kann nur das böse Element, der Teufel selbst dem Mißbrauch der Sprache das Wort reden. Mephisto verführt den Schüler, wenn er ihm die Sprache als Verlegenheitsmittel zur Verhüllung der Gedankenlosigkeit und Denkträgheit anempfiehlt:

> Denn eben wo Begriffe fehlen,
> Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
> Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
> Mit Worten ein System bereiten,
> An Worte läßt sich trefflich glauben.
> Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

Französische Diplomatenweisheit, der zufolge die Sprache dem Menschen gegeben ist, seine Gedanken zu verbergen, hat der Weimarer Minister als Mensch und als Dichter nicht gekannt.

Und noch eins lehrt uns Goethe über die Sprache, über jede Menschensprache und über unser Deutsch zugleich. Die Sprache ist etwas Heiliges, etwas Göttliches. Gott hat uns die Wohltat der Rede geschenkt. Und der Dichter hat an dieser Himmelsgabe besondern Anteil; denn wenn der Mensch in seiner Not verstummt, gibt ihm ein Gott zu sagen, was er leidet. Unser Dichter redet die Sprache selbst als eine Gottheit an, die freundliches Glück ausstrahlt und uns zum Siege über unsere Nachbarn führt.

Freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert
Und über Nachbarn Ruhm!

Ein andermal bezeichnet sie der Dichter als reinen Himmelshauch. Das sind keine zeitweisen Stimmungen gewesen, in denen der Dichter sich so äußerte. Vielmehr bestätigt uns seine ganze dichterische Sendung, daß er von der Göttlichkeit der Sprache durchdrungen war.

Auch den unvollkommenen Ausdruck des Ausländers beurteilt der Dichter hochherzig und liebevoll. Goethe erkundigte sich einmal nach dem dänischen Dichter Oehlenschläger. »Nein«, war die Antwort, »aufrichtig, ich mag die deutsche Sprache nicht radebrechen hören.« Und ich — erwiderte Goethe — mag die deutsche Sprache gern in einem poetischen Gemüte entstehen sehen« (Gespr. Nr. 248a). So hoch wir die Meisterschaft unseres Dichters im Gebrauch der Sprache anerkennen — immer gelangen wir wieder bei Goethe als Menschen an. So entfernt uns die deutsche Sprachforschung nicht von der Literatur und ihren Größen, sie entfremdet uns nicht von deutscher Dichtung und Geschichte. Wo immer deutsche Sprache liebevoll gepflegt wird, lebt Goethes Auffassung der Sprache und sein sprachliches Vorbild. Und wenn der deutsche Sprachverein hier in Karlsruhe eine neue große Gemeinde zur Pflege der Muttersprache bereit sieht, so darf die Arbeit wohl begonnen werden mit Goethe.

Über Sprache und Aussprache

von Professor Dr. Oskar Brenner (Würzburg).

Dem Kinde tritt das Hochdeutsche in seiner ganzen Strenge zum erstenmal in der Schule, im Buch entgegen, im späteren Leben ist dann für den Erwachsenen das Vorlesen aus einem Buche oft die einzige Veranlassung zum Hochdeutschsprechen; ja ohne die schriftliche Grundlage brächte er vielleicht keinen einzigen hochdeutschen Satz richtig zuwege. So ist es erklärlich, wenn man das Buch als eigentlichen Träger des Hochdeutschen anzusehen pflegt und den Namen Schriftsprache so auffaßt, als sei ihre eigentliche Seinsform die auf dem Papier, die mündliche Rede nur eine gelegentliche Erscheinungsform. In der Heimat des Hochdeutschen, in Mittel- und Oberdeutschland liegt eine solche Auffassung der Dinge besonders nahe, wo der Gebildete im Alltagsleben durchaus keinen Wert darauf legt, streng hochdeutsch zu sprechen, wo das »Sprechen nach dem Buch« etwas Auffälliges hat; ferner liegt eine solche Anschauung im Gebiet des Plattdeutschen, wo eben der, der nicht platt spricht, das Hochdeutsche braucht und zwar

viel peinlicher als der Bayer, Schwabe und Franke, angeblich auch richtiger. Der Norddeutsche hat seltener nötig, sich erst das Schriftbild eines Wortes vorzustellen, um hierdurch die richtige Aussprache zu finden. Bei ihm hat das Hochdeutsche ein zweifellos selbständiges wirkliches Dasein in Bewußtsein und Erinnerung. Für den Süden ist das mit voller Sicherheit nicht zu behaupten — was die Lautgebung anbelangt — doch sind die Wortformen und Beugungsformen auch hier so fest, daß man sagen kann, die Sprache ist auch im Süden tatsächlich außerhalb des Schrifttums vorhanden. Wenn heute die ganze Litteratur, alles Geschriebene und Gedruckte untergehen, oder die Fähigkeit zu lesen schwinden würde: das Hochdeutsche, unsere Schriftsprache, wäre nicht verloren. Wenn umgekehrt, mit einemmale alle die Deutsch sprechen und verstehen hinweggenommen würden, die Schriftdenkmäler[1]) und die Kenntnis der Buchstaben aber fortbestünden, wäre es doch sehr unwahrscheinlich, daß man die lebende Sprache wieder vollständig in der bisherigen Gestalt gewinnen könnte. Es würde dieses neue Deutsch zum alten sich etwa verhalten wie unsere griechische Aussprache zur antiken; daß diese beiden sich aber lange nicht decken, ist wohl anerkannt. Die Lautgebung, die Quantität mancher Silben, die Betonung könnte aus der schriftlichen Form unmittelbar sicher nicht, durch philologische Forschung gewiß nur annähernd erschlossen werden. Wenn Bücher heutzutage uns die Sprachvorbilder und -gesetze liefern, so tun sie es eben nur vermittlungsweise: hinter den Büchern steht der Verfasser, und dieser entnimmt die Normen wieder entweder unmittelbar der lebenden Sprache oder aus den Büchern, die ihm die lebende Sprache Fremder, vielleicht schon Verstorbener, vermitteln. Wenn hiegegen auf das Tintendeutsch, den papierenen Stil hingewiesen wird, und aus dem Vorhandensein der Beweis erbracht werden will, daß schon die besonderen Eigenschaften der Büchersprache ihr Sonderdasein dartuen, so ist darauf zu erwidern, daß allerdings durch die Gewöhnung, nicht unmittelbar zu den Menschen zu sprechen, sondern durch die Vermittlung der Feder, der Stil beeinflußt wird, weil Hindernisse wie Förderungen, die dem hörbaren Worte anhaften, hier wegfallen. Aber erst kürzlich hat ein Gelehrter[2]) erklärt, daß die Schreibmaschine wieder ganz anders wirke als die Feder — auf die Form der Gedanken meint die etwas dunkle Briefstelle wohl —; wir müßten demgemäß schließlich von der Federsprache noch die Sprache der verschiedenen Systeme von Schreibmaschinen unterscheiden. So liegt die Sache nun aber nicht. Die Sprache ist in dem einen wie in dem andern Fall die Sprache des Gehirns, nicht der Hand; das einzelne Wort wie der ganze Satz treten beim Schreiben ebenso deutlich ins Bewußtsein als beim Sprechen, nur

1) Mit Ausnahmen natürlich der genauen Sprechanweisungen und phonetischen Hilfsbücher.

2) Ottokar Lorenz in einer Zuschrift an ein Schreibmaschinengeschäft.

werden sie länger festgehalten und sind länger der Umgestaltung ausgesetzt als beim schnellen Hörbarwerden und Verklingen. Da nun an Stelle des Schreibers oder der schreibenden Feder jetzt schon vielfach der Phonograph getreten ist, so ist vielleicht Aussicht vorhanden, daß die Eigentümlichkeiten des papiernen Stiles allmählich zurücktreten werden. Aber die Phonographenwalzen werden als die eigentlichen Sprachträger, die der Sprache ihre Stetigkeit und Dauer verleihen, nicht betrachtet werden dürfen, solange die Sprache noch wirklich gesprochen wird.

Ehedem war das alles anders.

Da war für einen großen Teil Deutschlands die Gemeinsprache in der Tat nur auf dem Papier vorhanden, ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß zu Luthers Zeit überhaupt keine gesprochene Form der von Luther gebrauchten Schriftsprache bestand, daß diese erst in den Schulen aufkam, wo man Luthers Schriften las und als sprachliches Musterbild hinstellte. Die Grammatiker zu Luthers Zeiten sind sich zunächst dessen nicht bewußt, daß Luthers Sprachform für ganz Deutschland als Norm dienen könnte. Dem Niederdeutschen wird von ihnen unbedingt selbständiges Dasein zugesprochen. Für das Hochdeutsche aber setzte man damals, weniger streng als später, eine gewisse Einheit, schon lange ehe sie erreicht war, voraus. Nur unter dieser Annahme läßt sich verstehen, wenn Valentin Ickelsamer erklärt: die Deklination und Konjugation lerne man nicht aus den Grammatiken, sondern von der Mutter (er denkt dabei nicht an die grobe Umgangssprache, sondern an die als Vorbild für die Schrift in Betracht kommende), und wenn er weiter sagt, man brauche nur genau zu zergliedern was man spreche, um darnach richtig schreiben zu können. Ickelsamer mag sich bei seinem Wanderleben in Ober- und Mitteldeutschland bis an die niederdeutsche Grenze eine gewisse mittlere Sprachform angewöhnt haben, die sogleich in eine mittlere Schreibform umgesetzt werden konnte; aber es wäre unbegreiflich, daß er diese Sprechweise auch bei allen Lesern seiner Grammatiken voraussetzte, wenn wir nicht wüßten, aus der Gegenwart wüßten, wie leicht Unterschiede der Aussprache überhört werden, wie leicht man seine eigene Gewöhnung aus der Sprache anderer herauszuhören glaubt, so lange man nicht besonders aufhorcht und die gehörten Lautgruppen zergliedert. Ickelsamer hat nur die grobe Mundart deutlich gehört, an die leichteren Färbungen der städtischen Umgangssprachen war er gewöhnt. Klarer sieht schon z. B. Fabian Frangk, der erklärt, nirgends werde die »oberländische« Sprache ganz lauter und rein gehört, der aber doch die Sprache Luthers, die kaiserliche Kanzleisprache und die der Augsburger Drucke von Schonsberger als eine (eben die oberländische) Einheit bezeichnet, die seit kurzer Zeit an Festigkeit und Beifall gewonnen habe[1].

[1] Joh. Müller, Quellenschriften z. Gesch. d. deutschsprachlichen Unterrichts (1882), S. 94 f.; die Schrift Frangks ist zuerst (1531) von Nik. Schirlentz, einem Drucker Luthers, in Wittenberg gedruckt worden.

Auch er scheidet alles grob Mundartliche (z. B. aus Schlesien) aus, muß aber in der Schriftsprache große Freiheit zugestehen. Freilich ist es ihm, obwohl er nur die Rhetorik, nicht aber die Grammatik ausdrücklich ausschließt, doch nur um die Laute und ihre schriftliche Wiedergabe zu tun. Er betont aber schon die richtige Aussprache; nur an ihr kann das richtige Schreiben seine Stütze finden. »Derhalben, weil an der klaren underschiedlichen ausspruch vaßt viel und am meisten gelegenn, Ist anfenglich den underweisern an diesem ort mit sonderm vleis anzuhalten, das dis teil jhe wol getriebenn werd, gefaßt und einbildet.«

Schon bei Clajus (1578), also in der ersten oder zweiten Generation nach Luther, liegen die Verhältnisse anders. Er glaubt offenbar nicht, daß die grammatischen Formen schon von der Kinderstube her fest sind, und behandelt sie daher ausführlich; er entnimmt aber die Formen nicht der lebenden Sprache, sondern den Schriften Luthers, obwohl er in Mitteldeutschland aufgewachsen war, in Wittenberg sich aufhielt und außer in Schlesien sonst nur im Bannkreis Wittenbergs lebte. Die Sprache Luthers war also als Umgangssprache der Gebildeten noch nirgends anzutreffen: die Sprache lebte aber bereits in der Schrift, und (wie v. Bahder sich ausdrückt)[1]) »Clajus wäre in Verlegenheit gekommen, wenn er überall die richtige Aussprache hätte angeben sollen.«

Eine weitere Stufe bezeichnet Helbers Syllabierbüchlein (1593). Er erkennt sogar innerhalb des Hochdeutschen noch drei verschiedene Druckweisen (also Schriftsprachen) an; als Druckort für das Mitterteutsche wird Wittenberg nicht ausdrücklich genannt (der Verfasser ist Katholik), aber es wird doch wohl unter den »anderen« mit verstanden werden müssen. Er behandelt die verschiedenen Drucksprachen nur beim Kapitel »Diphthonge«, während er sonst seine Regeln ohne weitere Bemerkungen, also wohl als Oberdeutsch schlechthin darbietet. Hier sieht er die Schreibung als gegeben an und lehrt nur die richtige Aussprache des Geschriebenen (»man liset . . .; w . . . ist auszusprechen; gedopletes g lautet wie k« usw.). Der eigenen Schreib- und Druckgewohnheit setzt er dann bei den Diphthongen die anderen Druckformen entgegen, fügt aber gewöhnlich ausdrücklich hinzu, daß auch so gesprochen werde. Vgl. »Wan die Donawischen nach irer Landen aussprach die nechstvolgende Wort mit ei schreiben« (Neuausg. v. Röthe S. 24). Es ist bedeutsam, daß er gerade an der Stelle, wo Druck und Aussprache nicht zusammengehen, die Schreibweise wohl erwähnt, von der Aussprache aber nichts sagt, nämlich beim bayrischen ai (gespr. oa). Die bayrische Aussprache an sich hatte für ihn, den Alemannen keine weitere Bedeutung. Das beweist alles, daß man damals feste Drucksprachen zu haben glaubte, denen bestimmte Aussprache zukomme, deren Aussprache aber erst erlernt werden müsse. Also ein großer

1) Grundlagen des nhd. Lautsystems S. 74.

Fortschritt zur Schriftsprache! Bei der Verbreitung des Hochdeutschen ins plattdeutsche Gebiet ist es natürlich auch zunächst als Schriftsprache übernommen worden; da aber bis Schleswig hin auch die Kirchen- und Schulsprache durch Verfügungen der Fürsten hochdeutsch gemacht wurde, so trat neben dem toten Dasein in den Büchern bald auch die lebendige mündliche Betätigung, die sich dann hier wohl mehr als anderswo streng an die schriftliche Form gehalten hat und zum erstenmale ein wirkliches gesprochenes — freilich mit niederdeutscher Lautgebung gesprochenes — Hochdeutsch schuf. Es ist klar, daß die Schriftsprache, nachdem man Luther als unmittelbare Quelle abzulehnen gezwungen war, durch die Grammatiker einerseits, durch die angesehenen Schriftsteller Mitteldeutschlands (in Schlesien, Meißen vor allem) anderseits weiter aus- und umgestaltet wurde. Sie drang als Lesesprache auch im Süden ein, aber kam hier, auch nur als solche, noch lange nicht zur Herrschaft. So finden wir im 17. und 18. Jahrhundert gleichzeitig in Deutschland eine verhältnismäßig feste Sprachform hier als gesprochene und geschriebene, dort nur als geschriebene, kaum irgendwo nur als gesprochene Sprache. Es ist lehrreich, diese Verhältnisse an einem Beispiel klarer zu machen. Mir liegt Bayern hierfür am nächsten. Hier spricht 1765 der Verfasser der churbayrischen Grammatik Heinrich Braun aus: 1) die Regeln für ein gleichförmiges Deutsch seien bei den Niederdeutschen zu suchen, und 2) man wolle in Bayern keine neue Sprache aufbringen, sondern »vielmehr unsere alte bayrische Muttersprache nach den Regeln einer richtigen Sprachkunst einrichten und wenigstens im Schreiben und Drucke eine Gleichförmigkeit mit den meisten übrigen deutschen Provinzen einführen.« Von hier aus wird erst verständlich, was er später (S. 7) sagt: »Man kennet einen Bayer, einen Schwaben, einen Schweizer, einen Niedersachsen usw. aus seiner Mundart: alle diese reden deutsch: und wenn ein jeder seine Mundart genau beybehält, wie es bey dem Pöbel geschieht, so verstehen sie sich selbst kaum untereinander: sie kommen doch in der Hauptsache zusammen: denn in allen diesen Ländern giebt es eine Mundart, welche wir Hochdeutsche zu nennen pflegen: diese wird von klugen und über den Pöbel erhabenen Leuten geredet: in dieser werden die meisten und besten Bücher geschrieben: diese versteht man in allen Ländern Deutschlands: von dieser weichet Niemand ab, den nicht entweder die Unwissenheit oder die Eigenliebe gegen der [= für die] von Jugend auf angewöhnten fehlerhaften Aussprache verleitet.« Wie weit die Einigkeit ging, zeigt die Bemerkung S. 70: »Wenn wir uns aber in der Aussprache (Dativ Tage mit e) nicht nach den Niederdeutschen richten wollen, so sollten wir ihnen doch im Schreiben nachahmen.« Bei dem ie wird dann weiter (S. 72) ausgeführt: »Ich will es (den Anhängern bayrischer Gewohnheit) zugeben, daß es endlich nach der Aussprache nicht erfordert wird in den Wörtern gibt, diser, Sig, Beispil, Unterschid u. dgl. Indessen scheint es

doch weit zierlicher geschrieben zu sein: giebt, dieser ....« Noch lange dauerte in Bayern (und ähnlich im katholischen Schwaben) dieses Verhältnis von Schriftsprache und Aussprache fort; ja im eigentlichen Altbayern ist es noch heute nicht ganz verschwunden. Aber durch Schule, Predigt, Bühne und Lesen ist jetzt doch die hochdeutsche Sprache auch im Süden heimisch geworden, und seit der churbayerischen Grammatik mehr und mehr auch in der mündlichen Rede, so zwar, daß sogar die Aussprache s=tock, s=prung Eingang gefunden hat, freilich nur vorübergehend. Hat Heinrich Braun das Hochdeutsche geradezu als niederdeutsche Sprachform bezeichnet, so wird es jetzt mit Recht als gemeindeutsch angesehen. Zum Teil haben die Grammatiker, voran Gottsched, die oberdeutsche Aussprache dem norddeutschen Kanon genähert, zum Teil hat aber eine von innen wirkende Entwicklung im Süden selbst, ähnlich der, die im 17. Jahrhundert in Mitteldeutschland das Sprachideal lebendig machte, ein engeres Verhältnis von Schrift und Rede geschaffen. Schon längst wird in Süddeutschland die Aussprache nach eigenen Heften gelehrt und gelernt, teilweise mit den alten technischen Bezeichnungen, aber nicht im norddeutschen Sinn: das scharfe s im Inlaut (ließen, stoßen) ist für den Oberdeutschen meist (zumal in Bayern) ein orthographischer Begriff geblieben, für viele auch das »weiche« b, d. Nur die Aussprache von p und t als p^h, t^h ist herübergerettet, aber sie findet ihre Stütze in den Mundarten am Untermain und in der Pfalz.

Und nun liegt die Frage vor: sollen wir den natürlichen Gestaltungsprozeß der deutschen Aussprache für abgeschlossen erklären? Sollen wir sagen: Was der Süden in den ersten 140 Jahren seiner Zugehörigkeit zur Sprachgemeinschaft nicht freiwillig gelernt hat, muß ihm durch Vorschriften aufgezwungen werden? Oder sollen wir lieber sagen: Drei Jahrhunderte hat das nördliche Deutschland allein auf die gesprochene Form des Hochdeutschen eingewirkt, wollen wir jetzt dem Süden auch Zeit lassen, sich und seine mündliche Überlieferung mit der gemeinsamen Idealform auseinanderzusetzen?

Man darf auf den Einwand gefaßt sein: Wenn man im Süden die Schreibung z. B. mit s (lesen, so), mit d, b, g angenommen hat, so muß man diesen Zeichen auch die ihnen zukommende Aussprache geben. Das löst nun gleich neue Fragen aus: Kommt einem Zeichen in der Tat eine bestimmte eng umgrenzte Bedeutung zu? Muß bei Zweifeln die lebende Aussprache der Schrift weichen oder die Schrift der Aussprache? Wir wissen, daß die Buchstabenwerte bei der Entlehnung immer[1]) der vorhandenen Aussprache angepaßt werden, nicht umgekehrt, und daß sie

1) Von Sonderbarkeiten, wie der Aussprache des schottischen ȝ (das ein g-Laut ist) als z in englischem Munde, von der Aussprache englisch geschriebener Eigennamen (z. B. China) bei uns, will ich dabei ganz absehen.

selbst durchaus nicht gleich geblieben sind. Das beste Beispiel ist die Übernahme der hochdeutschen Sprache der kaiserlichen Kanzlei durch das Mittel der chursächsischen und der Schriften Luthers ins niederdeutsche Sprachgebiet. Da wurde z. B. das zufällig geschriebene p, das doch im Süden vollkommen gleich dem b war, von diesem nach niederdeutscher Art scharf unterschieden. Damit ist ein ganz ungeschichtliches Verhältnis der p-Laute in unsere Sprache gekommen. Soll nun der Süden diesen Irrtum wieder beseitigen? Es wird nicht mehr möglich sein.[1]) Aber er kann vielleicht darauf bestehen, daß er den ungeschichtlichen Unterschied nicht in demselben Maße hervorheben müsse wie diejenigen, die ihn geschaffen. Mit dem gleichen sachlichen Recht könnten die Bewohner der Ostseeprovinzen sagen, wir sprechen die uns überlieferte Schriftsprache am genauesten aus, denn wir unterscheiden ei und ai nach der Schrift; diese Aussprache muß also überall durchgeführt werden. Man wird darauf antworten: unsere Schriftzeichen sollen kein unbedingt maßgebender Ausdruck für die Laute sein. Ihre zufällige Reglung kann nicht dafür ausgenutzt werden, genaue und engherzige Aussprachevorschriften darauf zu begründen. Diese Antwort wird aber allgemeine Gültigkeit haben. Es war ein Glück, daß von jeher die Buchstaben eine weitgrenzige Deutung zuließen, sonst wäre eine Einigung überhaupt nicht zu stande gekommen.

Ist es aber für eine in der Lauterfassung so weit fortgeschrittene Zeit wie die unsere nicht geboten, mit sicherer Hand die Regellosigkeit zu beseitigen?

Damit kehren wir zum Anfang unserer Erwägungen zurück. Wir besitzen eine Einheitssprache im mündlichen Verkehr und in der Vorstellung der Gebildeten. Unsere Schreibweise könnte heute umgestoßen werden, ohne daß damit das Sprachideal zugrunde ginge. Soll man nun versuchen, eine neue Schreibweise aufzustellen, die genau und unzweideutig die Aussprache wiedergibt? Das können wir nicht, denn diese Aussprache besteht nicht. Es heißt der natürlichen Entwicklung vorgreifen, die aufstrebenden Kräfte gewaltsam unterdrücken aus Anschauungen heraus, deren Berechtigung weder in der Theorie noch in der Praxis erwiesen ist. Die jetzige Einheit ist noch nicht am Ende ihrer Entwicklung angelangt, aber sie ist doch eine Einheit, die nur in der unnatürlichen, wenn auch notwendigen Vergrößerung auf der Bühne nicht genügt, der die gelehrte Theorie nur da nachhelfen darf, wo sie unzweifelhaft sicher geht. Wenn also an der Schreibung künftig geändert werden soll — und ich glaube das fest —, so darf es nicht in der Weise geschehen, daß wir mit unbedingt festen Lauten rechnen, und diese mit ganz genau entsprechenden Zeichen ausdrücken, sondern wir müssen mit kleinen Lautfamilien rechnen, für die je ein Zeichen wie ein Wappen gilt. Wir müssen ja auch, wenn wir die

1) Prof. Kewitsch fragt in der »Reform«, warum ich nicht die Beseitigung des Unterschiedes fordere. Ich habe überhaupt nichts zu fordern; die Umstände aber, die ich sprechen lasse, fordern sie nicht.

Reglung der Bühnensprache anerkennen z. B. dem g, dem b verschiedene Geltung belassen, ebenso dem o, dem a. Die kleinen Lautfamilien (Spielarten) können wir ja säuberlich von anderen auseinander halten; aber unsere Aussprache nun wie ein Klavier auf einerlei Schwingungszahlen abstimmen, so daß jedem anerkannten Laut nur eine Taste genau entspricht und umgekehrt, das geht nicht.

Zu der Auffassung nun, daß durch die verschiedene Aussprache die Einheit der Sprache gefährdet sei, wird man leicht gebracht durch die herkömmliche Verwechslung von Aussprache und Sprache, die von unseren Rechtschreibebüchern leider kräftig unterstützt wird. Beim ersten Unterricht in fremden Sprachen, zumal in toten, dann aber auch im Englischen nach den älteren Methoden, erhält das einzelne Wort ein Dasein erst durch die »richtige« Aussprache. Ein englisches read ist für uns noch keine Form, ehe wir die Geltung des ea kennen, reach noch kein Wort, ehe wir die Aussprache hören. Aber trotzdem ist natürlich bei solchen Wortpaaren wie read = »lesen« und »gelesen«, reach = »reichen« und »worgen« nicht die verschiedene Aussprache der zufällig gleich geschriebenen Wörter das Wesentliche: es sind eben verschiedene Wortformen oder ganz verschiedene Wörter; sie sind sprachlich, nicht nur aussprachlich verschieden. So werden wir auch nicht sagen, der Engländer und Franzose sprächen die Zahl 6 verschieden aus (auch sogar gleich mit Buchstaben geschrieben: six!), sondern sie sprechen verschiedene Worte, der eine ein englisches und der andere ein französisches. So werden wir auch uns hüten müssen, zu behaupten, der Niederdeutsche habe die Aussprache wîf, der Oberdeutsche weib. Aussprache setzt ein vorher in der Idee vorhandenes Wort voraus; der Niederdeutsche hat aber in seiner Vorstellung nicht das Wort weib, das er nur bei der Aussprache ummodelte; er will ein anderes Wort sprechen als der hochdeutsch Redende. Und wenn der oberdeutsche Bauer koiner, koaner, kaner sagt für keiner, so schwebt auch ihm nicht das hochdeutsche Wort vor, sondern sein Mundartwort. So werden wir noch vielmehr bei Paaren wie tunlich und tulich, weitläufig und weitläuftig, Unbedeutenheit und Unbedeutendheit, Rechenbuch und Rechnenbuch verschiedene Wortbildungen, nicht verschiedene Aussprachen (oder gar Rechtschreibungen!) ansetzen. Man kann ja zweifeln, ob die zweierlei Formen gleichwertig sind, aber es sind selbständige Sprach- nicht nur Sprechformen. Wenn dagegen einer sagt: ich fraghe mit weichem Reibelaut, der andere fräche mit hartem, der dritte fräge, gefräkt mit Verschlußlaut, der eine waib, der andere weib oder wäib, der eine bin mit stimmhaftem, der andere mit stimmlosem b, der eine ŏbst, der andere ōbst, so liegt verschiedene Aussprache desselben hochdeutschen Wortes vor. Wenn jemand sagt: ich fahr', der andere ich fahre, so brauchen sie verschiedene Wortformen, und zwar nur der zweite die hochdeutsche; wenn A sagt:

bei Tag, B bei Tage, so haben beide hochdeutsch gesprochen, nicht mit verschiedener Aussprache, sondern mit verschiedenen Formen. Denn daß das Hochdeutsche verschiedene Formen nebeneinander hat und dulden muß, läßt sich wohl nicht leugnen; seine Einheitlichkeit ist dadurch nicht gefährdet. Wenn dann weiter im Süden das Gefühl herrscht, daß von der Bauernmundart zur hochdeutschen Sprache eine ganze Stufenleiter von Sprechformen (nicht nur Mischungen[1]) inmitte liegen, so ist zwar eine genaue Abgrenzung der unteren Stufen nicht möglich, wohl aber die der reinen hochdeutschen Sprache (der Oberdeutsche behauptet, daß auch er diese spreche). Allerdings wird es Aufgabe der Schule sein, diese sauber bei den Schülern herauszuarbeiten, aber nicht nach den Vorschriften eines Berliner Sprechausschusses, sondern nach Landesart. Stärkere Mischung der Bevölkerung, Versetzung von Lehrern in verschiedene Mundartgebiete, sorgfältige Pflege des Hochdeutschen in den Lehrerseminaren, vielleicht auch phonetischer Unterricht an diesen, all das wird die »Reinheit« der Aussprache noch weiter fördern können. Aber, wenn je für die hochdeutschen Sprachformen eine gleiche Aussprache erreichbar ist, wir sind noch weit entfernt davon. Wir müssen uns noch begnügen, unsere Worte und ihre Einzelbestandteile zu schauen wie Sterne, deren Lichtkreis den festen eigentlichen Kern umschließt; dieser wird uns erst in bestimmtem, aber nach Größe und Farbe verschiedenem Bild faßbar, wenn wir ihn durch Gläser betrachten. So die Worte in der mündlichen Verwirklichung beim Einzelnen; sie sind die gleichen, aber durch verschiedene Mittel für unsere Sinne verschieden wahrnehmbar gemacht. Was sich hieraus für die Schreibung ergibt, brauche ich nicht auszuführen. Nur das eine möchte ich ausdrücklich betonen. Die Schreibung ist wohl durch äußerliche Gewöhnung in uns zu einer fast unbewußt gehandhabten Fertigkeit geworden. Sie ist aber keine aus dem Innersten quellende Lebensäußerung, und immer nur ein Abbild der Sprache. Deshalb ist eine durchgreifende Änderung kein unnatürliches Beginnen. Wir wissen, daß Einzelne und ganze Vereinigungen sich der allgemeinen Schreibweise entgegengestellt haben, ohne sich der Menge zu entfremden, wir wissen, daß in verschiedenen Staaten nach verschiedenen Regeln geschrieben worden ist, ohne großen Schaden für die Allgemeinheit: aber wir haben nirgends davon gehört, daß Einzelne oder gar größere Gruppen ihre eigene Sprachform sich ausgewählt oder ausgedacht hätten, ohne lächerlich zu werden. Wir sind Herren der Kräfte, die in der Schrift wirken, nicht aber derjenigen, die das lebendige Wort erzeugen.

---

1) Wenn der Franke grob mundartlich m ä n l a für Männchen sagt, so ist die vorletzte Stufe nach oben M ä n n l e doch keine Mischung aus jenem und M ä n n c h e n.

Wieland als Sprachreiniger.

Von Dr. Wilhelm Feldmann in Freiburg i. B.
und Prof. Dr. Paul Pietsch (Berlin).

Eine Geschichte der Fremdwörter und ihrer Behandlung durch die größten Meister unsrer Sprache liegt leider noch nicht vor. Hoffentlich wird uns dieser erwünschte Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache bald von berufener Seite beschert. Vorgearbeitet ist bereits, und auch dieser Nachweis von Verdeutschungen Wielands soll als Vorarbeit gelten.

Er ergab sich bei einem Vergleich der beiden Ausgaben der »Geschichte des Agathon«. Die erste Ausgabe dieses Romans erschien Frankfurt und Leipzig 1766/7 in zwei Bänden, die zweite Leipzig 1773 in vier Bänden. Wieland war bei der Überarbeitung bemüht, seine Sprache allenthalben zu kürzen, zu schärfen und zu reinigen. Bereits die erste Ausgabe enthielt verhältnismäßig wenig Fremdsprachliches. Offenbar hatte schon Lessings Tadel im 14. Litteraturbrief (1759) gewirkt[1]), und nur mit Übertreibung konnte der Besprecher des Agathon in der Allgem. Deutschen Bibl. (VI, 1. 1768, S. 202) von Wieland behaupten: »Die undeutschen und fremden Worte allein, die er ohne Noth brauchet, würden ganze Seiten anfüllen: es wimmelt auf allen Seiten von Interessen, Formalitäten, Discretion, Indiscretion, Champions, Austerität, geeigenschaftet, Succeß, Disciplinirung, Humanisiren, Anen.« Doch mag dieser Vorwurf Wieland veranlaßt haben, seiner Sprache bei der Überarbeitung des Agathon noch größere Reinheit zu verleihen. Manches Fremdsprachliche blieb auch jetzt stehen, stets z. B. die Fremdwörter Copie, Exempel, Harmonie, Maxime, Profession, Schimäre, Sympathie. An andern Stellen stieß Wieland das Fremdwort ganz aus oder ersetzte es, ohne es zu übersetzen. Einige Beispiele mögen dies erläutern. Bei der Gegenüberstellung bezeichne ich die erste Ausgabe mit A, die zweite mit B. Die römischen Zahlen bedeuten den Band, die deutschen die Seitenzahl.

---

1) Das ist um so wahrscheinlicher, als von den Fremdwörtern, die Lessing dort aus Wielands »Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute« beispielsweise anführt, keines in dem Verzeichnis aus dem »Agathon« wiederkehrt. Lessing sagt: »Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität — und noch hundert solche Worte, die alle nicht das Geringste mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriste ist. Ginge sagt Herr Wieland sogar . . .« (Lessings Werke, Hempel Bd. 9, 66). Man gewahrt wohl mit einigem Erstaunen unter den von dem Nichtpuristen Lessing hier unbedenklich ausgemusterten Fremdwörtern einige, die noch heute mancher als unentbehrlich zu erachten geneigt sein dürfte. Vergl. Th. Matthias in diesen Beiheften 4. Reihe, S. 11 ff. P.

A	B
II, 202 ... in den Armen dieser angenehmen Creatur.	III, 224 in ihren Armen.
II, 239 ... seiner bisherigen discreten Unachtsamkeit.	III, 280 seiner bisherigen Unachtsamkeit.
II, 244 geheime, schleichende und indirecte Wege.	III, 288 verborgene und schleichende Wege.
II, 222 in Qualität seiner Gemahlin.	III, 254 als seine Gemahlin.
II, 255 den Fortgang der Conspiration.	III, 307 den Fortgang der geheimen Unternehmung.
II, 315 keine so passionirten Liebhaber.	IV, 71 keine so großen Liebhaber.
II, 279 vierzig Tausend Livres.	IV, 23 zwanzig tausend Thaler.
II, 289 triumphirende Freude.	IV, 37 schadenfrohe Freude.
II, 290 eine bloße Speculation.	IV, 38 ein bloßer Name.

Meist aber ließ Wieland für das Fremdwort die richtige Verdeutschung eintreten. Indessen muß bemerkt werden, daß er nicht mit folgerichtiger Strenge verfuhr, sondern manches Fremdwort hier verdeutschte, dort aber stehen ließ.[1])

A	B
abstract I, 117. II, 320	abgezogen I, 209. IV, 77.
Acteur II, 165	Schauspieler III, 172.
Actrice II, 231	Schauspielerin III, 269.
Action II, 163	Schauspiel III, 169.
activ II, 66	thätig III, 29.
affectiren I, 279. II, 125. 207	annehmen II, 89. III, 111. 232.
Ambition II, 165. 205	Ehrgeiz III, 172. 229.
Anagnost I, 179	Vorleser I, 305.
animalisch II, 92	thierisch III, 62.
Antipathie II, 235. II, 286	Widerwille III, 274. Zwietracht IV, 33.
Antipode I, 144	Gegenfüßlerin I, 252.
Apologie I, 366. I, 367	Vertheidigung II, 215. Schutzrede II, 217.
Apologist II, 25	Vertheidiger II, 285.
Apologistin I, 238	Schutzrednerin II, 29.
asotisch II, 72	lüderlich III, 38.
ausposaunen I, 222	ausrufen II, 5.
Austerität II, 140. II, 254	Erhabenheit III, 133. Härte III, 304.
Autor II, 321	Verfasser IV, 79.
Autorität I, 344. II, 137	Ansehen II, 183. III, 128.
Basilisk II, 36	Schlange II, 299.
brutal I, 169	thierisch I, 290.
cassiert II, 264	vernichtet III, 322.
Catastrophe II, 144	Veränderung III, 140.
Cautelen II, 56	Maaßregeln III, 15.
Cirkel II, 329	Kreis IV, 91.
Clause II, 90	Zelle III, 58.

1) Für den umgekehrten Fall, daß einem deutschen Wort der ersten Ausgabe ein Fremdwort der zweiten entspricht, ist mir nur ein Beleg bekannt:
A Buhlerin II, 88. B Maitresse III, 56.

A	B
comisch I, 225	lächerlich II, 10.
Compliment I, 153	Willkomm I, 266.
Complot I, 233	Verständniß II, 21.
concentriren II, 319	einhüllen IV, 77.
Conferenz II, 136	Unterredung III, 128.
Consistenz II, 178	Dauerhaftigkeit III, 191.
Conspiration II, 255. 260	Verschwörung III, 307. 315.
Contagion I, 372	Ansteckung II, 225.
Contrast II, 197. II, 303	Streit III, 217. Widerspruch IV, 54.
convulsivisch I, 235	zuckend II, 23.
Creaturen II, 144. II, 204. 277	Anhänger III, 139. Geschöpfe III, 227. IV, 20.
Dame I, 293	Frauenzimmer II, 108.
delicat II, 18. II, 81. II, 342	zärtlich II, 275. empfindsam III, 46. schwierig IV, 111.
Delicatesse I, 288. II, 164. II, 261	Zärtlichkeit II, 101. Zärte III, 170. Bedenklichkeit III, 316.
Detail II, 208	Ausführung III, 234.
Direction I, 353	Richtung II, 197.
Discurs II, 183	Rede III, 197.
disponieren I, 311. II, 285	gebieten II, 135. aufgelegt machen IV, 33.
Disposition II, 127. II, 155. II, 289. II, 319. 332	Anlage III, 114. Neigung III, 156. Stimmung IV, 38. Fassung [Verfassung] IV, 77. 96.
Disposition der Scenen II, 193	Verbindung der Scenen III, 211.
gefällige Disposition II, 211	Bereitwilligkeit III, 237.
Effect »Vorrede«	Würkung I, xv.
emphatisch I, 69 I, 121	nachdrucksvoll I, 134. ansehnlich I, 216
existiren I, 183	da seyn I, 311.
Expedition I, 345	Kriegszug II, 185.
Farce II, 239. II, 284	Possenspiel III, 281. Possenwerk IV, 30.
Flor I, 342	Wohlstand II, 180.
Gase I, 230	seidner Flor II, 17.
Grammatici I, 108	Sprachlehrer I, 193.
Gravität II, 194	Ernst III, 212.
Humor II, 127. 204	Laune III, 114. 228.
humoristisch II, 267	launenhaft IV, 5.
Imagination II, 110	Einbildungskraft III, 87.
Indiscretion I, 178	Verrätherey I, 303.
Indolenz II, 229	Trägheit III, 265.
Instinct I, 125	Trieb I, 223.
Instrument II, 184	Werkzeug III, 199.
intellectualisch I, 289	geistig II, 104.
Interesse I, 250. 368	Vortheil II, 47. 219.
interessant II, 175	wichtig III, 186.
Intuition II, 192	Anschauungskraft III, 209.
Madam II, 336. 336	gnädige Frau IV, 102. 103.
magisch I, 151. II, 216	zauberisch I, 263. III, 245

A	B
magische Kraft I, 239	Zauberkraft II, 30.
Maitresse II, 201	Beyschläferin III, 223.
Manuskript »Vorrede« I, 27	Handschrift I, III. I, 73.
Maskeraden-Kleidung II, 118	Maske III, 99.
Materie I, 234	Sache II, 23.
materialisch I, 264	sinnlich II, 68.
Melancholie II, 255	Verdrüßlichkeit III, 306.
Migration II, 153	Wanderung III, 154.
moralisch I, 340. II, 206	sittlich II, 177. III, 230.
Omen II, 169	Vorbedeutung III, 177.
Pantomime I, 121	Gaukler I, 216.
Parasit II, 86	Höfling III, 53.
Particularen I, 258	Privatpersonen II, 59.
Passivität II, 15	Leidsamkeit II, 270.
pathetisch II, 315	rührend IV, 70.
personificiren I, 259	vorstellen II, 60.
Perspective II, 82	Aussichten III, 48.
Pilot II, 198	Steuermann III, 218.
Politesse I, 153	Höflichkeit I, 266.
Privilegien II, 283	Befreyung IV, 29.
Problem I, 49. II, 304	Aufgabe I, 104. IV, 55.
problematische Frage II, 227	Aufgabe III, 263.
Progressen II, 30. II, 40. 61. 270	Schritte II, 292. Fortgang II, 306. III, 22. IV, 10.
Project II, 92. II, 301	Anschlag III, 61. Entwurf IV, 51.
Proportion I, 289.	Verhältniß II, 104.
proportioniert I, 335. I, 359	angepaßt II, 169. angemessen II, 206.
im Prospect von... I, 289	gegenüber II, 104.
Qualität II, 185	Eigenschaft III, 200.
räsonniren I, 69	Schlüsse machen I, 133.
Reaction I, 365	Zurückwürkung II, 214.
Reflexion II, 105. 162	Betrachtung III, 80. 167.
Reforme II, 109	Verbesserung III, 85.
Revolution II, 38. 157	Veränderung I, 302. III, 157.
Scholaren II, 111	Schüler III, 90.
scrupulos II, 331	bedenklich IV, 95.
Severität II, 166	Ernst III, 173.
simpel II, 306	einfach IV, 58.
Situation II, 57. 228	Lage III, 16. 264.
Speculationen I, 329	Entwürfe II, 161.
splenetisch II, 319	düster IV, 76.
Statuen I, 106	Bildsäulen I, 190.
Subalterne I, 122	Untergebene I, 217.
Symptome I, 301	natürliche Zeichen II, 120.
Talente I, 42	Vollkommenheiten I, 93.
Theater II, 245	Schauplatz III, 290.
Toilette I, 40	Putztisch I, 91.
Tradition I, 262	mündliche Überlieferung II, 65.
Tropheen I, 258	Denkmale II, 59.

W. Feldmann.

Daß Wieland den Sprachreinigungsbestrebungen Joach. Heinr. Campes innerhalb gewisser Grenzen geneigt war, ist eine längst bekannte Tatsache, die auch in der Ztschr. des Sprachvereins und in den Beiheften wiederholt berührt worden ist. Man durfte annehmen, daß Wieland eben durch Campe in den 90er Jahren des 18. Jahrh. für Sprachreinheit gewonnen worden sei, auch war bisher darüber kaum etwas ermittelt, wie weit Wieland in seinen Schriften Sprachreinheit angestrebt habe. So sind die vorstehenden Nachweise dankenswert, weil sie zeigen, daß schon viel früher (1773) Wieland sich um größere Reinheit seiner Sprache bemüht hat, wenn auch nicht aus sich heraus, sondern (wie oben angedeutet ist) von außen kommenden Anstößen nachgebend. Zur Ergänzung dieser Nachweise sei nun hier noch folgendes beigebracht.

Joh. Friedr. Heynatz, Verfasser einer »Deutschen Sprachlehre für Schulen« (1770 u. ö.) und der »Briefe die deutsche Sprache betreffend« (1771—75) hat im 4. und 5. Stück der von Campe herausgegebenen »Beiträge zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache« (1795—97) Wielands Gedicht »Die Grazien« einer Musterung der Änderungen unterzogen, die der Verfasser in einer späteren Ausgabe vorgenommen.[1] Heynatz beginnt mit Wielands Fremdwörterliebe, derentwegen er »von den Reinigkeitsverfechtern mehrmals in Anspruch genommen« sei. «Diese werden mit Vergnügen bemerken, daß jetzt in verschiedenen Stellen einheimische Wörter an die Stelle der fremden getreten sind. Man findet für Attitüde, Hymne; Magie, Kopien, simpel jetzt Stellung, Gesänge, Zauber, Nachbilder, Einfältig.« An anderen Stellen sei jedoch die Magie geblieben, der Ersatz von Indiskretion durch Unbescheidenheit befriedige an der betr. Stelle nicht und aus den früheren Liebesgöttern seien gar Amorinen geworden. Der Vorrat an fremden Wörtern bleibe bei einem Umfang von 119 Seiten noch recht ansehnlich. H. nennt Mysterien profan, Konklavist, Abbé, amöbäisch, Grácien, negativ, Labyrinthisch, Autochthonen, Anekdote (wofür an anderer Stelle Geschichtchen gesetzt sei) Apotheose, Artisten, profaniren, Methode, Statue, Monologen, romantisch, Symmetrie, grotesk, harmonisch, Majestát, naiv, Magazin, Gase, Ambrosia, ekstatisch, phantasiren, Hypothen, Sympathie, Philosophie, die Lyra, Karakter (ehemals Charakter), Genius. Statt Charitinnen und Grazien hätte durchgängig Huldinnen gesetzt werden und das Gedicht so überschrieben werden können. Vergleichen wir diese Angaben mit denen Feldmanns, so finden wir sowohl in der 2. Aufl. des »Agathon«

1) Heynatz gibt für diese keine Jahreszahl, er meint aber offenbar Bd. 10 von W.s sämtl. Werken 1794 ff. Als die frühere von ihm verglichene nennt er eine in Biel 1772 erschienene, die von der ältesten des Jahres 1569 wenig abweiche. Aber nach Gödeke, Grundriß z. Geschichte d. deutsch. Dichtung VI, 1, 202, erschienen »Die Grazien« zuerst 1770 und eine Ausgabe Biel 1772 führt er gar nicht an.

als in der Neuausgabe der »Grazien« beseitigt Magie, simpel und Indiskretion. Von den in den »Grazien« beibehaltenen sind im »Agathon« durch deutsche Wörter ersetzt, nur Statue, Gase. Freilich müßte erst festgestellt sein, welche Fremdwörter in den beiden Werken überhaupt gemeinsam vorkommen, von denen, die als im Agathon 2. Aufl. beibehalten Feldmann (oben S. 58) nennt, ist Copie in der Bearbeitung der »Grazien« beseitigt, Harmonie, Sympathie auch hier festgehalten. Weiter ist unter denen, die Heynatz beanstandete, eine nicht ganz kleine Zahl solcher, die diese Beanstandung durchaus nicht verdienten. Aber im allgemeinen wird man doch den Eindruck gewinnen, daß wie seine Schriftstellerei, so auch Wielands Verhalten zur Sprachreinheit von jeweiliger Laune nicht unabhängig war. In vielen Fällen hat aber sicher auch die Weiterentwicklung des allgemeinen oder seines eigenen deutschen Sprachgefühls ihn zur Einschränkung des Kreises von Fremdwörtern geführt, für die er (nach seiner Äußerung zu Campe) »im Notfalle sein Leben lassen wollte.« Das erweist sich z. B. an dem Wort Attitüde, das er (1794) in den »Grazien« durch Stellung ersetzte, während er es 20 Jahre, ja noch 13 Jahre vorher für unentbehrlich ausdrücklich erklärt hatte.

In den »Abderiten«, die zuerst 1774 und umgearbeitet und vermehrt 1781 erschienen (Kap. 10 der ersten und Bch. 1, Kap. 10 der vermehrten Auflage), verteidigt nämlich Wieland den von ihm gebrauchten Ausdruck »sie setzte sich in die Attitüde der Mediceischen Venus« damit, daß »weder Lage noch Stellung noch Gebehrde das ausdrücke, was in Attitüde« ausgedrückt sei, und er meint, »so oft es uns an unentbehrlichen einheimischen Worten gebricht, werden wir wohl genötigt bleiben fremde zu borgen«. Diese Anleihen wurden aber »am schicklichsten« bei »der poliertesten und allgemeinsten« lebenden Sprache gemacht. So hättens die Römer mit dem Griechischen gehalten und »warum sollten teutsche Schriftsteller mit gleicher Bescheidenheit nicht tun dürfen, was sogar Cicero, dem seine Muttersprache soviel zu danken hatte, für erlaubt hielt«. Noch etwas anderes aber hat Wieland verhindert, sich des Fremdwörterüberflusses etwa so durchgreifend zu entledigen, wie dies in neuerer Zeit z. B. Gustav Freytag in der Gesamtausgabe s. Werke 1886ff. getan hat (Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. 3, 210ff. 481ff.). Wieland hat gegen Adelung betont (Magazin der deutschen Sprache, 1. Stück 17, S. 57), daß Verständlichkeit zwar die erste, aber nicht die einzige Absicht der Sprache sei, daß ein veraltetes oder mundartliches Wort »zuweilen an dem Orte, wo es der Schriftsteller braucht, grade die einzige Farbe ist, die zu seiner bestimmten Absicht paßt und wovon die Würkung abhängt«. Und ebenso wehrte er sich gegen Campes weitgehende Forderungen u. a. damit, daß ihm (wie anderen Dichtern) »Worte nicht nur Gedankenzeichen, sondern zugleich auch Farben und Töne sind« (30. Nov. 1808; Leyser, Joachim Heinr. Campe 1877, II, S. 110). Dies ändere den Stand der Frage nach der Ersetzbarkeit der Fremdwörter und sei sehr folgenreich, schließt

Wieland. Das muß an sich zweifellos zugestanden werden, da aber seine Stoffe zum größten Teil fremdländische waren, mochte bei ihm leicht das Gefühl entstehen, daß auch vorwiegend fremde Ausdrücke die Farben und Töne hergeben, deren er nicht entbehren zu können glaubte. Wenn er trotzdem tatsächliche Zugeständnisse, wie wir sahen — und die Zeugnisse dafür würden sich vermutlich noch vermehren lassen —, gemacht hat, so hängt dies offenbar damit zusammen, daß er immer geneigt war, sich den Strömungen des Tages anzupassen und daß er sich selbst (an Campe 26. Jan. 1801; Leyser, Campe II, 93) »in Rücksicht auf Sprachrichtigkeit« als »zwar leider! keinen von den Schuld- und Tadelfreyesten, aber gewiß den ängstlichsten aller deutschen Dichter« bezeichnet hat. Behält man dies beides im Auge: den Einfluß, den der fremdländische Inhalt auf die Sprache Wielands durch Vermittlung seiner Ansicht über Ton und Farbe der Wörter ausübte, und anderseits sein ängstliches Bestreben, den Anforderungen zu genügen, die an einen deutschen Schriftsteller gestellt werden durften, so wird uns sein Verhalten zu Campe verständlich, das keineswegs rückhaltlose Zustimmung ist. In einem Briefe v. 26. Jan. 1801 (Leyser, Campe II, 92 ff.) dankt Wieland Campen für das Geschenk seines »Wörterbuches zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke« und zwar »im Namen des ganzen deutschen Volkes so sehr als in seinem eigenen«. C. habe sich ein neues großes Verdienst um die Nation, ihre Gelehrten und Schriftsteller erworben, er fülle mit diesem Wörterbuche eine Lücke aus, die er (Wieland) »unzählige Mal schmerzlich empfunden«, und hätte es ihm schon früher zu Gebote gestanden, besonders als er die letzte Hand an die Verbesserung seiner Werke legte, so würde manches anstößige Fremdwort daraus entfernt worden sein. In Zukunft werde er sich bei jedem Fremdwort, das ihm vor die Feder komme, darin Rats erholen, »nur die Fremdwörter, für die ich im Nothfall mein Leben lassen wollte, ausgenommen«. Damit geht Wieland zu einer ziemlich scharfen Kritik der Campeschen Bestrebungen über. C.s Verdienst würde noch größer sein, wenn er nicht seinen Eifer »bis zu einer Art von Sprach-Jakobinismus triebe« und viele fremde Wörter schlechterdings verbannt wissen wollte, die durch jahrhundertelangen Gebrauch oder wenigstens durch den Gebrauch der besten Schriftsteller der letzten 50 Jahre, Klopstock, Lessing, Rammler, Utz, Herder, Goethe und Schiller einen Stempel erhalten, den »keine Verbindung von Grammatikern, kein einzelner Gelehrter« vernichten könne. Außer antiken Götternamen nennt W. noch Symmetrie, Harmonie, Dämon, Genien als Beispiele. Diese Fremdlinge könnten durch deutsche Wörter entbehrlich gemacht, müßten aber »mit und neben jenen deutschen zum Gebrauch frey bleiben«. W. wendet sich dann gegen Campes übertreibende Herabsetzung der gegenwärtigen deutschen Sprache, die er eine der armseligsten Bettlerinnen

genannt habe. Das zeuge von einer leidenschaftlichen Stimmung, und auch das Wörterbuch sei voll von Spuren einer solchen, durch die sich C. den Nutzen, den er stiften könnte, sehr verkümmere. Überhaupt sei er (Wieland) nicht nur in Einzelheiten andrer Meinung als C., sondern er halte auch dessen »Grundsätze selbst« überhaupt entweder »für ganz irrig« oder könne sie »nur unter mancherley genau bestimmten Einschränkungen gelten lassen«. Er sei bereit, wenn er die Muße dazu finde, seine »Gedanken über diese ganze Sprachumwälzungs-, Reinigungs- und Wiedergeburts-Sache« und seine Einwendungen gegen Campes Grundsätze bekannt zu machen. Eigentlich aber sei das unnötige Mühe, denn er besorge nicht, daß Campes Unternehmen unserer Sprache und Literatur irgend bedeutenden und bleibenden Schaden tun könne. Jedenfalls werde alles, was in dieser Sache »zu viel getan würde«, »wie nicht geschehen seyn«, nur was »eben recht, nöthig und dienlich ist«, werde bleiben, und dankbar werde anerkannt werden, daß Campe unsere Sprache von einer Menge sie entstellender Wörter gereinigt, viele außer Gebrauch gekommene wieder in Gang gebracht und unsere Schriftsprache aus dem Schatz der Mundarten bereichert habe.

Ich habe den Inhalt dieses Briefes etwas ausführlicher wiedergegeben, weil er uns Wielands Stellung deutlich erkennen läßt. Namentlich durch die Berufung auf den Gebrauch der besten Schriftsteller der letzten Jahrzehnte, unter denen er sich freilich nicht nennt, zu denen er sich aber rechnen durfte, behielt er sich auch jetzt völlig freie Hand. Und so viel Berechtigung der Widerspruch gegen Campesche Übertreibungen an sich tatsächlich hatte, so rückt ihn Wieland doch zu sehr in den Vordergrund und er erscheint jedenfalls fern davon, sich seinerseits auch nur zu dem Grundsatze zu bekennen, daß man ein gutes deutsches Wort vor dem Fremdling bevorzugen müsse. — Aus Campes Antwort (20. Febr. 1801; Leyser II, 100 ff.) sei nur noch hervorgehoben, daß er mit großem Geschick die ihm nachgesagte »Leidenschaft« aus einem Vorwurf in ein Lob zu wenden weiß. Wenn seine »Leidenschaft« ein Fehler sei, so möchte er ihn doch nicht vermeiden, denn die größten Männer hätten gerade ihm ihre außerordentlichen Wirkungen zu verdanken gehabt. Luther habe unendlich mehr gewirkt als Erasmus, Rousseau mehr als Locke, obgleich Erasmus und Locke gelehrter, bedächtiger und gewiegter waren als Luther und Rousseau.

Zum Schlusse sei auch noch darauf hingewiesen, daß wir Wieland mindestens zwei Worte verdanken, die uns heute ganz unentbehrlich scheinen: Gemeinplatz und Königtum. Gemeinplatz hat über mehrere gegen Ende des 18. Jahrhunderts auftauchende Ersatzwörter des locus communis — wie Gemeinort (bei Lessing und Kant), Gemeinsatz, Gemeinspruch (Goethe, Schiller) — gesiegt, obgleich es hinter den beiden letzten durch die Wörtlichkeit der Übersetzung zurücksteht, während

es mit Gemeinort diese zwar teilt, aber weniger gut genannt werden muß, weil man mit Beziehung auf die Gedankenwelt damals wohl von Orten und (wie heute) von Stellen, nie aber von Plätzen sprechen konnte. Gemeinstelle ist aber nicht gewagt worden und Gemeinplatz, dessen nächstes Vorbild sicher nicht in locus communis oder lieu commun, sondern in dem englischen common place zu suchen, also übergenommen ist ohne Rücksicht auf den deutschen Sprachgebrauch, hat über seine besseren Mitbewerber gesiegt. — Dagegen hat Wieland mit Königtum einen um so glücklicheren Griff getan, er hat uns Deutschen damit ein Wort gegeben, das wir eigentlich längst hätten haben müssen, tatsächlich aber nicht gehabt haben, obgleich die nordgermanischen Sprachen es wirklich schon in alter Zeit aufweisen und obgleich wir doch im Mittelalter schon keisertuom und vürst(en)tuom besaßen. Was Königtum bedeutet, nämlich »Königswürde, -Amt, Königsein, die Königsherrschaft als Staatseinrichtung« wird in früherer Zeit mit ausgedrückt durch Königreich (»im vierten Jahr seines Königreichs« usw.). In dieser Bedeutung, als Entsprechung des französischen royauté ist es von Wieland im Novemberhefte des »Deutschen Merkurs« von 1792 vorgeschlagen worden und es hat schnell sein Glück gemacht, obgleich es nicht an Widerspruch fehlte, auch von seiten Campes, der (1801) hervorhob, daß Kaiser-, Fürsten-, Herzogtum nicht [mehr, setze ich hinzu] die Würde, sondern nur das Reich, den Staat des Kaisers usw. bezeichne. Er empfahl Königschaft, ohne damit irgend erhebliche Nachfolge zu finden. Die seit Wielands Empfehlung des Königtums vergangenen 9 Jahre hatten genügt, es festen Fuß fassen zu lassen, offenbar begünstigt durch die lebhaften von der französischen Revolution auch in Deutschland hervorgerufenen politischen Erörterungen, in denen man eines Wortes für das französische royauté nicht entraten konnte. So hat gewissermaßen die französische Revolution den Franzosen das Königtum genommen, den Deutschen es gegeben.

Paul Pietsch.



Buchbesprechung.*)

O. Behaghel: Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. IX u. 216 S. 4,40 M.

Die hier vorliegende wichtige Untersuchung ist die durchgreifende Umarbeitung und Erweiterung einer früheren Schrift des Verfassers, die unter dem Titel: »Die Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen« bereits vor 24 Jahren (1878) erschienen ist. Die Fortschritte, die der Verf. in der stofflichen und geistigen Beherrschung des Gegenstandes in dieser langen Zwischenzeit gemacht, sind natürlich sehr erheblich. Es ist ein neues Buch geworden, dessen reichen und nicht immer leicht übersehbaren Inhalt in Kürze vorzuführen schwer ist, und wenn diese meine Anzeige dem Erscheinen des Buches ziemlich weit nachhinkt, so trägt diese Schwierigkeit keinen geringen Teil der Schuld daran.

Voran geht eine Einleitung über die syntaktische Forschung der Gegenwart, über ihre Aufgaben und die Aufgabe vorliegender Schrift. Es handelt sich um die Frage: ist im Deutschen wie im Lateinischen und Griechischen die Zeitform des Hauptsatzes bestimmend für die Zeitform des Konjunktivs im zugehörigen Nebensatze? Die Antwort lautet: eine solche »mechanische Regelung« hat im Deutschen bestanden bis etwa ins 15. Jahrhundert, in dieser Zeit ist sie durch bestimmte Einflüsse gestört worden; die oberdeutschen Mundarten haben den Konj. des Präsens, die mittel- und niederdeutschen den des Präteritums verallgemeinert und die neuhochd. Schriftsprache hat zwischen beiden einen Mittelweg gefunden derart, daß sie den Konj. des Präsens bevorzugt, wo dieser sich vom Indikativ in der Form deutlich unterscheidet. Im ersten Hauptteil der Schrift führt Behaghel die Tatsachen vor. Er stellt diese zunächst für die ältere Zeit unsrer Sprache (bis etwa zum 15. Jhdt.) fest und kommt zu diesem Ergebnis: die ältere deutsche Sprache (und ebenso die älteren germanischen Sprachen überhaupt) haben, eine strenge Zeitfolge (Consecutio temporum) gehabt, so daß also auf präsentischen Hauptsatz im Nebensatz der Konj. des Präsens, auf präteritalen der Konj. des Präteritums folgen mußte, sofern nicht durch verschiedene Zeiten in Haupt- und Nebensatz zum Ausdruck gebracht werden soll, daß das im Hauptsatze Ausgesagte in eine andre Zeit fällt als der Inhalt des Nebensatzes, daß also durch präteritalen Hauptsatz und präsentischen Nebensatz ausgedrückt wird, daß der Inhalt des Nebensatzes noch für die Gegenwart Bedeutung hat, durch präsentischen Hauptsatz und präteritalen Nebensatz, daß der Inhalt des Nebensatzes dem des Hauptsatzes vorausliegt (in einem jare wuohs ez mer danne ein anderz in zwein tuo; wes er mit mir pflæge, niemer niemen bevinde daz usw.). Auf die besondern Fälle, die B. vorführt, gehen wir nicht ein, sie sind zumeist nur scheinbare Ausnahmen, doch muß er (S. 38/9) auch einige wirkliche Ausnahmen feststellen, die sich aber nur in ungebundener Rede finden. Sie haben als Anzeichen einer sich vorbereitenden Umgestaltung des alten Verhältnisses zu gelten, dem die gleichzeitige Dichtung bei ihrer stärkeren Gebundenheit an die Überlieferung noch keinen Raum gibt. — Übergehend zur neuhochdeutschen Zeit behandelt B. zuvörderst die heutigen Mundarten (S. 40ff.). Das Ergebnis ist, daß keine von ihnen noch etwas von einer strengen Zeitfolge weiß und wissen kann, weil sie im Nebensatze entweder nur Konj. des Präsens (die alemannisch-schwäbische und der südwestliche Teil der bayrischen Mda.), oder nur den Konj. des Präteritums (alle übrigen hochdeutschen

---

*) Die Wichtigkeit des Gegenstandes und der reiche Inhalt des hier besprochenen Buches machte einen Bericht von größerer Ausführlichkeit wünschenswert als sie in unsrer Zeitschrift den Buchanzeigen zugestanden werden kann. Wir bringen ihn daher ausnahmsweise in den Beiheften. P.

und die niederdeutschen Mundarten) kennen. Etwas anders liegt die Sache in den älteren Mundarten, soweit wir von ihnen überhaupt — durch die gegen Ende des 16. Jhdts. beginnenden Aufzeichnungen mundartlicher Rede und besonders durch deren Verwendung im Drama — spärliche und lückenhafte Kenntnis haben. Aus diesen (verhältnismäßig also geringfügigen) Aufzeichnungen ist nur zu entnehmen, daß die nieder- und mitteldeutschen Mundarten schon Ende des 16. Jhdts. angefangen haben, die alte Zeitfolge aufzugeben, daß aber die Fälle, in denen sie gewahrt ist, noch überwiegen. In der Umschreibung des Perfektums stehen nach Präsens des Hauptsatzes fast nur: (gegangen) sey und (gesagt) habe, nicht wäre und hätte. Enthält aber der Hauptsatz selbst ein umschriebenes Perfekt oder ein historisches Präsens, so überwiegt im Nebensatze das Präteritum: da hat er gesagt, es ginge oder: da sagt er, es ginge, häufiger als: es gehe. Hier ist also die Bedeutung, nicht die grammatische Form entscheidend.

Mit der kurzen Andeutung, daß die heutige Umgangssprache sich meist der örtlichen Mundart anschließe, wendet sich B. dann (S. 64) zur Schriftsprache. Wie bei den Mundarten, geht er auch hier von der Gegenwart aus. Für die gute Prosa (wissenschaftliche Abhandlung, geschichtliche Erzählung, Leitaufsätze vornehmer Zeitungen und einen Teil der schönen Literatur) stellt B. das Gesetz fest, daß in den Nebensätzen der einfachen Aussage, d. h. solchen, die den Inhalt einer Meinung, eines Gefühls, einer Wahrnehmung, einer Äußerung angeben, sowie ferner in denen, die eine Absicht ausdrücken, ohne Rücksicht auf die Zeitform des Hauptsatzes meist der Konj. des Präsens stehe, wenn dieser deutlich von der Form des Ind. sich unterscheidet. Dieser deutliche Unterschied ist nur in der 3. Person der Einzahl immer vorhanden, meist aber auch in der 2. (er nimmt: er nehme; schläft : schlafe; singt : singe; hört : höre; handelt : handle; rechnet : rechne; ist : sei; kann : könne; will : wolle. — du nimmst : du nehmest; schläfst : schlafest; bist : seist; kannst : könnest; willst : wollest, dagegen sing(e)st : singest; hör(e)st : hörest; handelst, rechnest Ind. u. Konj.).

In allen übrigen Formen ist er meist nicht vorhanden: 1. Person der Einzahl: ich nehme, schlafe, singe, höre, handle, rechne Ind. und Konj., aber ich bin : ich sei; kann : könne; will : wolle. — 1. und 3. Person der Mehrzahl: wir (sie) nehmen, schlafen, singen, hören, handeln, rechnen, können, wollen Ind. und Präs., daneben nur: wir (sie) sind : wir (sie) seien. — In der 2. Person der Mehrzahl ist fast nirgends ein deutlicher Unterschied vorhanden: ihr nehm(e)t : nehmet; schlaf(e)t : schlafet; sing(e)t : singet; hör(e)t : höret; woll(e)t : wollet. Der Unterschied besteht also hier (wie zum Teil in der 2. Person der Einzahl) nur darin, daß die Möglichkeitsformen ihr e der Endung festhalten, während die Wirklichkeitsformen es meist aufgeben. Wo ersteres oder letzteres nicht geschehen kann, wie in du handelst, du rechnest, ihr handelt, rechnet, fällt jeder Unterschied weg, man müßte ihn denn durch Benutzung der nicht mehr schriftgemäßen Formen handlest, rechenst; ihr handlet, rechent herbeiführen wollen. Etwas sicherer ist dieser Unterschied nur da, wo die Wirklichkeitsform immer ohne e erscheint: ihr könnt : ihr könnet (sollt : sollet usw.) und schließlich bei ihr seid : ihr seiet. Aber die letztere Unterscheidung steht mehr nur auf dem Papier und wird nicht für voll angesehen, weshalb hier (wie in den andern Fällen mangelnder Unterscheidung zwischen Wirklichkeits- und Möglichkeitsform der Gegenwart) die Vorstellungsform der Vergangenheit wäret bevorzugt wird.

Ich habe die in Betracht kommenden Formenunterschiede bez. Formengleichheiten hier genau vorgeführt, um dem Leser das Zurechtfinden und das Verständnis der folgenden Übersicht zu erleichtern, die Behaghel S. 67 gibt Danach gestaltet sich die nhd. Zeitfolge folgendermaßen:

er meint(e), daß er schlafe
" " " ich schlafe oder schliefe

er meint(e), daß ich sei, ich müsse
„ „ „ du schliefest, du schlafest
„ „ „ du seist
„ „ „ wir schliefen; wir seien
„ „ „ ihr schliefet; ihr wärt
„ „ „ sie schliefen; sie seien.

Von andersartigen Nebensätzen mit dem Konjunktiv erwähnt B. S. 70ff. noch die Relativsätze, die einen Wunsch enthalten (ein Abend, der zugleich Gelegenheit böte), und die Frage- und Aussagesätze, deren übergeordneter Satz verschwiegen ist (»ich hätte das gesagt?« — »Es kam der Diener vom Hauptmann. Herr Hauptmann ließe mich bitten«). Hier steht Konj. des Präteritums. — In Nebensätzen, deren Hauptsatz einen (Wunsch oder Bedingung oder sonstige Nichtwirklichkeit ausdrückenden) Konj. des Präteritums enthält, steht Konj. des Präteritums, wenn der Hauptsatz in eine Aussage verwandelt, im Nebensatze den Indikativ haben müßte, dagegen entweder Konj. des Präsens oder des Präteritums, wenn er auch dann im Nebensatze den Konjunktiv haben würde. Also: ich wüßte gern (wenn ich wüßte), daß es wahr wäre (vgl. ich weiß, daß es wahr ist). Aber: ich hätte gern gewußt (wenn ich gewußt hätte), daß es wahr sei oder wäre (vgl. ich habe gewußt, daß es wahr sei).

Für die Giltigkeit dieser Regeln, namentlich der Hauptregel, daß, wo die Form des Konj. des Präsens sich deutlich von der des Ind. unterscheidet, das Zeitwort des Nebensatzes die Form des Konj. des Präsens annimmt, verweist B. (S. 75) für die wissenschaftliche Literatur auf die statistischen Ergebnisse C. Prahls in s. Abhandlung »Die Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen« 1897 (Jahresber. des st. Gymn. zu Danzig). Sodann prüft er sie (S. 76 ff.) an dem Sprachgebrauch der schönen Literatur des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Es zeigt sich, um nur ganz knapp das wichtigste hervorzuheben, daß es neben zahlreichen Schriftstellern, die (wie Goethe, Freytag, Storm, Scheffel, Spielhagen, Ebner-Eschenbach, K. F. Meyer, Gottfr. Keller) diese Hauptregel annähernd verwirklichen, in mannigfachen Abstufungen solche gibt, bei denen (wie Gutzkow, R. Voß, R. Volkmann) von einer Bevorzugung des Konj. des Präsens nicht mehr die Rede sein kann. Von Ausnahmen, die bei jenen Schriftstellern der ersteren Gruppe sich nur zuweilen finden, bei denen der letzteren stärker in den Vordergrund treten, hebt B. folgende hervor: 1) die Form könnte wird vor könne bevorzugt, ferner dürfte, sollte, wollte vor dürfe, solle, wolle, 2) zeigt sich die Neigung den Konj. des Präteritums zu gebrauchen, um durch ihn das Persönlich-einseitige oder geradezu das Unrichtige einer Aussage anzudeuten: er träumt(e), es käme; er glaubt(e), er wäre gerettet usw. B. (S. 80/1) nennt diese Verwendung eine Neuschöpfung der nhd. Schriftsprache, aus der man aber nicht, wie geschehen, eine Regel und Vorschrift machen dürfe.[1]) Außerdem stellt Behaghel 3) eine Bevorzugung des Konj. des Präteritums fest in der Wiedergabe des Inhalts von Reden und Briefen und nach den Zeitwörtern, die ein Berichten ausdrücken.

Ich möchte hier die Frage aufwerfen, ob bei dem Gefühl für den Vorrang des Konj. des Präsens nicht auch etwas anderes mitwirkt. Es wird, scheint mir, dieses Gefühl um so stärker sein können, je deutlicher sich die Formen der Konjunktive des Präsens und des Präteritums von einander abheben. Also am schwächsten in Fällen wie gebe : gäbe; singe : sänge, eine mittlere Stufe würden schlafe : schliefe; werde : würde; höre : hörte, könne und könnte bilden: am stärksten

1) Gewiß nicht, aber man wird auf diesen weit verbreiteten Sprachgebrauch doch aufmerksam machen und seine Anwendung empfehlen dürfen, da er eine Bereicherung der Ausdrucksmittel darstellt. Vgl. des weiteren Th. Matthias, Sprachleben und Sprachschäden [1] S. 381/2; [2] S. 374/5.

entwickelt müßte man es in Fällen wie gehe : ginge; stehe : stünde; denke : dächte; bringe : brächte; habe : hätte; sei : wäre erwarten. Der Unterschied von gebe : gäbe; nehme : nähme usw. ist für die mitteldeutsche Aussprache der Gebildeten nur in der Schrift vorhanden.

Der Untersuchung der Sachlage im älterneuhochdeutschen Schrifttum (16. bis 18. Jahrhundert), zu der B. sich S. 94 ff. wendet, stellen sich eine Reihe von Hindernissen in den Weg. Die Zahl der in Betracht kommenden Fälle wird vermindert durch das Aufkommen des Präsens in der Erzählung (histor. Präsens) und durch den Abfall des -e der 3. Einz. des schw. Präteritums werden diese Formen äußerlich oft der 3. Einz. des Ind. des Präsens gleich (vermeinet[e] : vermeinet). Und da außerdem die Ersparung von sein und haben in den umschriebenen Formen sich ausbreitet, kann eine Form wie vermeinet auch für vermeinet hat stehen. Dazu treten Mängel der Lautbezeichnung, z. B. kann sehe sowohl = nhd. sehe als auch sähe sein. Noch anderes kann man dem hinzufügen, z. B. daß neben den Präsensformen könne(n) künne(n), nun auch künde(n) erscheint, der Unterschied von den Präteritumsformen also aufgehoben wird.

Von diesen mehrdeutigen Formen muß also mehr oder weniger abgesehen werden. Das Ergebnis der 65 Seiten füllenden Untersuchung ist dieses: die Schriftsprache des 16. u. der folg. Jahrhunderte bevorzugt da, wo sich die Formen des Ind. und Konj. deutlich unterscheiden (also besonders in der 3. Sing.), im Nebensatze immer mehr den Konj. des Präsens; wo dies nicht der Fall ist (also besonders in den Pluralformen) gelangt der Konj. des Präteritums im Laufe der Zeit zu fast ausschließlicher Herrschaft. Daneben her geht die Neigung der Hilfszeitwörter haben, können, müssen, sollen, wollen und sein, die Formen hätte, könnte usw. und wären vor habe, könne usw. und seien zu bevorzugen. Im einzelnen gestaltet sich der Abfall von der strengen Zeitfolge danach verschieden, ob die einzelnen Schriftsteller dem Gebiete angehören, dessen Mundarten heute nur noch Konj. des Präteritums kennen, oder dem Gebiete, in dessen Mundarten der Konj. des Präsens herrscht (siehe oben). Bei jenen tauche der Konj. des Präsens erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts wieder auf, bei diesen sei er immer vorhanden und gewinne schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Vorherrschaft. Dieser Unterschied der Sprachgebiete wirkt bis ins 18. und den Anfang des 19. Jahrhunderts einigermaßen fort.

B. durchmustert sodann (S. 146) die Äußerungen der deutschen Grammatiker über die vorliegende Frage. Mit Clajus (1578) beginnend verkünden diese bis ins 18. Jahrhundert hinein unentwegt die Herrschaft der strengen Zeitfolge, zuerst Heynatz oder Adelung (vgl. S. 156) nähern sich (um 1770/90) einer richtigeren Beurteilung der Sachlage, zu der dann vor allem Behaghel selbst durch seine erste Schrift (1878) das seinige beigetragen hat. Aber noch Grammatiker des 19. Jahrhunderts, wie Heyse, haben die Lehre von der strengen Zeitfolge aufrecht erhalten und F. Blatz sucht auch in der 3. Aufl. (B. führt nur die erste an) seiner deutschen Grammatik, II (1896), S. 795 ff. die ehrwürdige Consecutio temporum für das Deutsche zu retten.

In einem Rückblick kommt dann B. zu dem Endergebnis, daß die heutige Scheidung der Mundarten in solche, die den Konj. des Präsens und in solche, die den Konj. des Präteritums ganz aufgegeben haben, bereits im 16. Jahrhundert eingesetzt habe.

Nachdem so die Tatsachen vorgeführt, wendet sich B. auf S. 160 ff. zur Erklärung sowol des ursprünglichen Zustandes (strenge Zeitfolge) als der im Laufe der Zeit eingetretenen Veränderungen. Hier, wo nun der Verf. auch die lat. und griech. Zeitfolge heranziehen muß, ist es nicht mehr möglich, seinen Spuren auch nur in der Weise zu folgen, wie wir es bisher zu tun versuchten. Nur eins sei erwähnt. Behaghel nimmt an (S. 191 ff.), daß die strenge Zeitfolge der älteren

deutschen Sprache zu Stande gekommen sei durch den Einfluß der neben den (jüngeren) abhängigen Konjunktivsätzen möglich gebliebenen und (volksmäßigeren und älteren) indikativischen Fassungen eines Berichts. Also saget, er ist habe saget, er sî gegen saget, er wâri und umgekehrt sageta, er was habe sageta, er wâri gegen sageta, er sî zur Herrschaft gebracht, zumal neben jenem noch das einfach berichtende er ist und neben diesem das einfache er was stand. Die Sprache habe (wie so oft) die überflüssig scheinenden saget, er wâri und sageta, er sî fallen gelassen. Abgesehen, sei hinzugefügt, von den Fällen, in denen der Inhalt des Nebensatzes als dem des Hauptsatzes vorausliegend (saget, er wâri) oder als noch für die Gegenwart giltig (sageta, er sî) deutlich bezeichnet werden sollte (vgl. oben S. 67). Und auch das möchte ich noch hervorheben, daß saget, er ist und saget, er sî, anderseits sageta, er was und sageta, er wâri auch dadurch siegen mußten, weil sie am häufigsten vorkamen. Der Inhalt eines präsentisch eingeleiteten Berichts wird in der Regel ebenfalls präsentisch gefaßt sein; wird die Berichterstattung selbst als vergangen hingestellt, so wird auch der Inhalt meist als vergangen ausgesprochen werden.

Die alte strenge Zeitfolge ist dann im Deutschen ins Schwanken gekommen und zuletzt zerstört worden durch das Aufkommen einer Zeitform, die insofern etwas zwiespältiges hatte, als ihre tatsächliche Geltung mit ihrer formalen in Widerspruch stand, nämlich des historischen Präsens, welches in der Gegenwartsform von Vergangenem berichtet. Mitgewirkt hat auch, daß die durch ein Hilfszeitwort (sein, haben) im Präsens und das Mittelwort bewirkte Umschreibung der vollendeten Vergangenheit in der Bedeutung eines einfachen Präteritums seit dem 15. Jhdt. verwendet wurde.[1]) Wo das historische Präsens oder die umschriebene Vergangenheitsform in einem Hauptsatze standen, da war nach der strengen Zeitfolge entweder Konj. des Präsens oder Konj. des Präteritums möglich, je nachdem ihre Form oder ihre Bedeutung den Ausschlag gab. Das mußte, als seit dem 15. Jhdt. diese beiden Verwendungsweisen sich ausbreiteten, Unsicherheit in der Zeitfolge nach sich ziehen, die dann, wie wir gesehen, in der Volkssprache durch völlige Beseitigung entweder des Konj. des Präsens oder des Konj. des Präteritums ihre Erledigung fand. Den Grund für den Sieg des Konj. des Präteritums hier und den Sieg des Konj. des Präsens dort sucht B. in dem Umstande, daß der Ind. und Konj. des Präsens hier früher und umfassender in den Formen zusammengefallen ist wie dort (S. 210 ff.). Die nhd. Schriftsprache hat, obwohl auf mitteldeutschem Boden (wo der Konj. des Präteritums zur Herrschaft kam) erwachsen, eine Regelung nach Gründen der Zweckmäßigkeit zur Geltung gebracht, indem sie den Konj. des Präsens für die Fälle bevorzugte, in denen er sich deutlich vom Ind. des Präsens unterscheidet, für die übrigen aber den Konj. des Präteritums durchzuführen suchte. Daß die Ausbildung der Schriftsprache vielfach verstandesmäßiger Überlegung unterliegt, ist eine Annahme, die sich nicht von der Hand weisen und in unserm Falle auch noch durch bestimmte Beobachtungen (S. 215) stützen läßt. Für wenig wahrscheinlich aber halte ich die Vermutung, daß die auf mitteldeutschem Boden erwachsene Schriftsprache den Konj. des Präsens aus dem Alemannischen, wo er zur Herrschaft gekommen war, aufgenommen hätte. Das kann wesentlich anders liegen, z. B. so, daß das Mitteldeutsche zur Zeit Luthers, dessen ganzes umfangreiches Schrifttum B. unberücksichtigt gelassen hat, den Konj. des Präsens eben noch nicht aufgegeben hatte und er dadurch auch der Schriftsprache verblieben ist. Das wäre um so mehr als möglich anzusehen, als ja von Behaghel selbst die Geltung des Gesetzes von der Bevorzugung der deutlichen Konjunktivformen des Präsens besonders für die wissenschaftliche Prosa nachgewiesen wurde, die naturgemäß tiefer in Luthers Sprache wurzelt als die der schönen Literatur. Es ist mir z. B. nicht möglich, von Luthers

---

1) B. gibt zum erstenmale die Umrisse einer Geschichte des Aufkommens und der Entwicklung dieser beiden Zeitformen S. 198 ff. 206 ff.

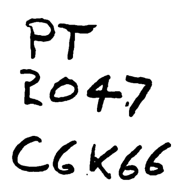
Verhalten in unserer Frage ein Bild zu entwerfen, aber so viel ist klar, daß er weder auf dem Boden der alten strengen Zeitfolge verharrt, noch etwa als Mitteldeutscher nur den Konj. des Präteritums in Nebensätzen kennt. Schon eine Stelle wie die folgende zeigt dies. In Luthers Bibelübersetzung lautet Joh. 5, 15 ohne Schwanken in allen Wittenberger Ausgaben 1522 bis 1545: »der Mensch gieng hyn vnd verkundigts den Juden, es sey Jhesus, der yhn gesund gemacht hab.« Das entspricht genau der heutigen Hauptregel.[1] Daß man es hier mit Einfluß alemannischer Schriftsprache zu tun habe, wird auch B. gewiß nicht annehmen wollen, zumal es den Anschein hat, als seien diese Konj. des Präsens Luthers eigner persönlicher Sprachgewohnheit gemäßer gewesen als der Wittenberger Drucksprache. In seiner Handschrift hat er einmal (Krit. Gesamtausgabe 23, 410, 14) gesetzt: »da muste Satan weren, das nicht einreisse.« Die Wittenberger und auswärtigen Drucke setzen sämtlich einrisse. Neben diese Änderung halte man die folgende. Luther schreibt: »acht ich, es solt nicht sunde sein« (23, 342, 8), zwei Wittenberger und ein auswärtiger Druck setzen sol f. solt. Diese Änderungen eröffnen die Möglichkeit, daß sich theoretische Einflüsse auf die Wittenberger Drucksprache geltend machten, welche nach lateinischem Muster eine strenge Zeitfolge einzuführen strebten. Ich bin entfernt davon, weitgehende Folgerungen aus diesen wenigen Stellen ziehen zu wollen, sie sollten nur zeigen, daß Luther und überhaupt das theologische Schrifttum des 16. Jhdts. nicht ohne Schaden übergangen werden konnte. Namentlich hätten die Verschiedenheiten zwischen seinen Handschriften und den Urdrucken, ferner die Änderungen, die er selbst an seinen Schriften, besonders der Bibelübersetzung vorgenommen hat, sowie die, welche von andern in Nachdrucken vorgenommen wurden, vermutlich manches auch für die Frage der Zeitfolge abgeworfen. Wir müssen feststellen, daß hier in Behaghels Untersuchung, der wir sonst so reiche und klärende Belehrung zu danken haben, eine Lücke geblieben ist, deren Ausfüllung wir hoffen und wünschen müssen.

Es drängt sich schließlich die Frage auf: können wir aus der Einsicht in das Werden des heutigen Zustandes Fingerzeige entnehmen für unser eignes Verhalten im Gebrauch der Konjunktive des Nebensatzes? Behaghel ist dieser Frage nicht näher getreten, ihm kam es nur darauf an, die sprachgeschichtlichen Tatsachen zu ermitteln und zu begreifen. Auch ich kann hier nicht darauf eingehen, will aber doch kurz andeuten, daß die Bevorzugung des Konj. des Präsens in den Fällen seines deutlichen Unterschiedenseins vom Ind. des Präsens (siehe oben) im allgemeinen der Schriftsprache und der sorgfältigen gebildeten Rede angemessener ist und namentlich da am Platze, wo es sich nicht um die kleinen Dinge des täglichen Lebens handelt. Es soll aber natürlich dem weiter ausgedehnten Gebrauch des Konj. des Präteritums der Eintritt z. B. in den Briefstil und besonders auch überall dahin nicht verschlossen werden, wo der Schriftsteller der Eigenart oder der Absicht seiner Darstellung entsprechend (z. B. Dorfgeschichte; volkstümliche Erzählung, überhaupt das, was man seit einigen Jahren Heimatskunst nennt) sich mehr oder minder bewußt der gesprochenen Sprache einer bestimmten Gegend zuneigt. Im einzelnen wird man mit Nutzen die Winke berücksichtigen dürfen, die Th. Matthias in seinem bekannten Buche »Sprachleben und Sprachschäden«, zumal in der zweiten Auflage (1897), darüber gibt.

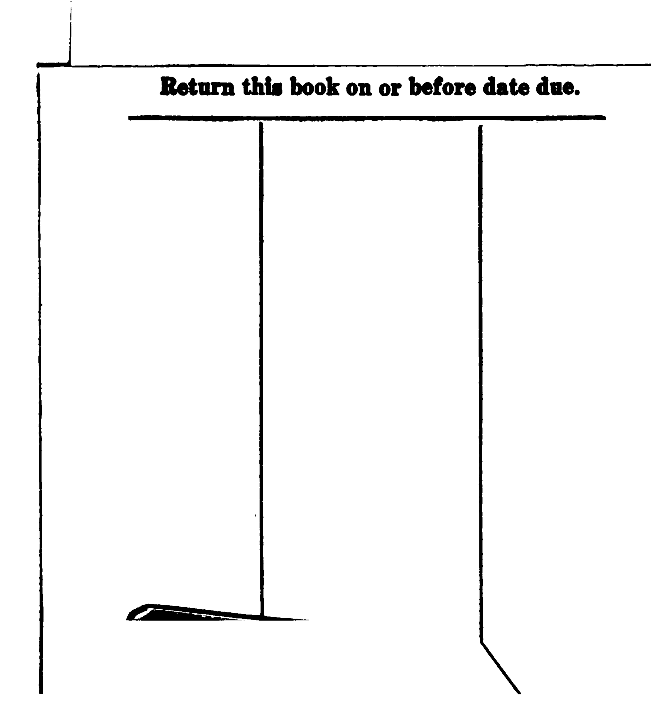
Paul Pietsch.

1) Das ist um so bedeutsamer, als weder der griech. Urtext (*ὅτι Ιησοῦς ἐστιν ὁ ποίησας ἀυτὸν ὑγιῆ*) noch die Vulgata (quia Jesus esset, qui fecit eum sanum) die Wahl des Konj. des Präsens nahe legte. Von vorlutherischen Übersetzungen sind mir nur die Tepler Hdschr. (daz es Jhesus waz, der in het gemacht gesunt) und einige Plenarien zur Hand. In einem der ältesten (1474) lautet die Stelle: »dz Jhesus der wär, der in gesundt het gemacht« und ebenso in einem der jüngsten (1516).





PT
2047
C6 K66



Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

